



Schweyz

Y

Nº 17

BEST OF CORPORATE PUBLISHING AWARD 2013 IN GOLD

ADC WETTBEWERB 2014 IN SILBER

BEST OF CORPORATE PUBLISHING AWARD 2014 IN SILBER

FOX AWARDS 2014 IN SILBER

FOX VISUALS 2014 IN GOLD

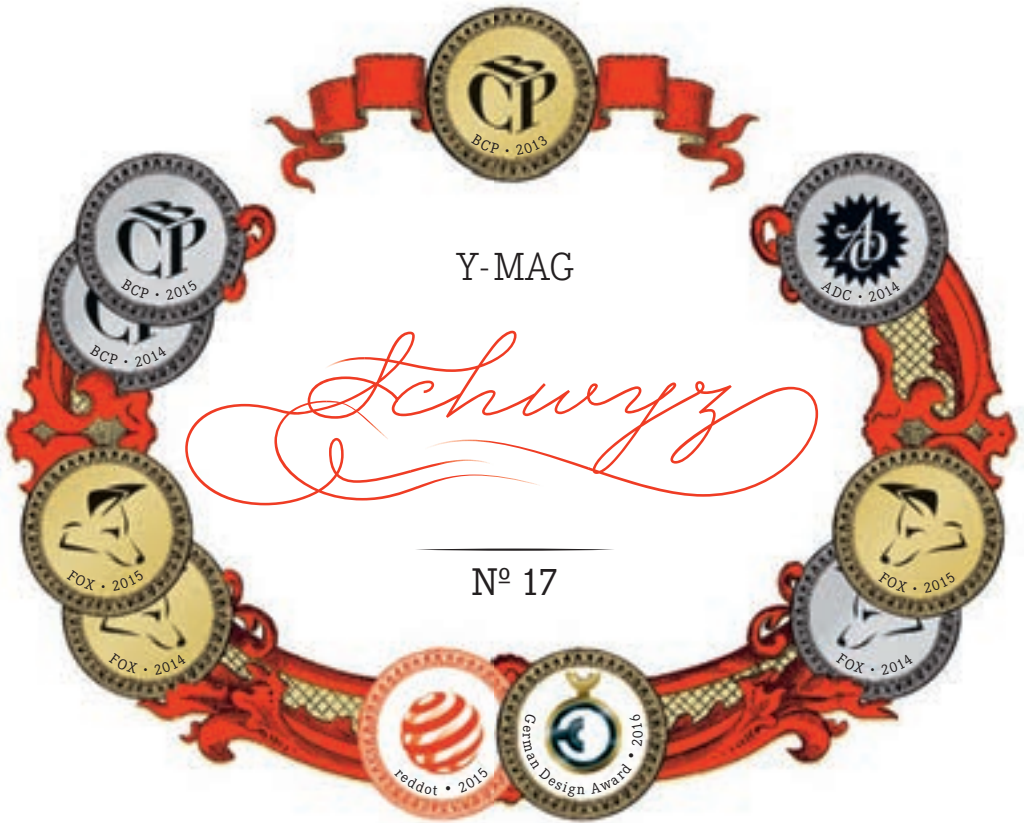
BEST OF CORPORATE PUBLISHING AWARD 2015 IN SILBER

FOX AWARDS 2015 IN GOLD

FOX VISUALS 2015 IN GOLD

RED DOT AWARD 2015

GERMAN DESIGN AWARD 2016 SPECIAL



Y-MAG

Schwyz

Nº 17



LIEBE LESERIN, LIEBER LESER



Andreas Lukoschik

Der Sommer ist Alp-Zeit. Zeit für uns, Ruedi und Vreni Föhn aus dem Muotatal auf der »Dräckloch Alp« zu besuchen und zuzuschauen, wie sie ihren Käse machen: Mit offenem Feuer unterm kupfernen Kessel.

Traditionen erfahren manchmal im Lichte der Gegenwart ganz neue Beachtungsweisen. So wie die prachtvollen Trachten vergangener Tage, nach denen viele Zeitgenossen trachten – besonders dann, wenn sie keine haben. Im Kanton Schwyz gibt es viele davon. Wir zeigen aus jedem Bezirk ganz besonders Schöne.

Das Schöne ist auch das Thema der Künstlerdynastie, zu deren Ehren am 1. September dieses Jahres das zehntägige Schoeck-Festival in Brunnen beginnen wird: Vom Landschaftsmaler Alfred Schoeck bis zum gefeierten Komponisten Othmar Schoeck.

Kompositionen technischer Art fertigt Mario Illien aus Bäch. Die befeuern Motoren zu weltmeisterlichen Geschwindigkeiten. So konstruierte er für Mika Häkkinen

den Formel-1-Motor, mit dem der in den Jahren 1998 und 1999 Weltmeister wurde.

Weltmeisterliche Qualität zeichnet eine Urschweizer Institution aus: Die »rega«. Deren Stiftungsratspräsidenten Ulrich Graf haben wir besucht. Nicht zuhause in Bäch, sondern auf dem Zürcher Flughafen.

Daneben lesen Sie in dieser Ausgabe wieder Neues von Franz Franz. Und das »Kantonesische« behandelt dieses Mal das Thema »Mumps«.

Schliesslich kommt Küssnacht zu Wort: Der ehemalige Schulinspektor Adalbert Kälin erklärt uns nämlich den »Küssnächter an sich«, während seine Nachbarin Diana Seeholzer zu den 25 Künstlern gehört, die zur Zeit anlässlich der »Kunstszene Schwyz« im Ital Reding Haus ausstellen.

Weniger über Kunst als vielmehr über zukünftige Formen des Bauens haben wir mit dem Architekten Mathias Fröhlich gesprochen. Und über die Entdeckung der »Schwarzen Stube« im Schwyzer Dorfbachquartier hat uns ihr unfreiwilliger Besitzer, Jakob Gattiker IV., mehr erzählt.

Wir wünschen Seite für Seite angenehme Lektüre. 🍷

INHALT

SCHWYZ

10 Mit Laib und Seele

Zu Besuch auf der »Dräckloch Alp«

22 Vom Schwingen und Schweben ...

... Franz Franz unterwegs

26 Das Schoeck Puzzle

Die Künstlerdynastie aus Brunnen

HÖFE

36 Jakob Gattiker IV.

Eigentlich wollte er nur bauen ...

40 Den Gönnern sei Dank

Ulrich Graf über die »rega«

46 Der Lebensraum- Gestalter

Mathias Fröhlich über seine Art
zu bauen

50 Mario Illien ...

... baute den Motor für Formel 1
Weltmeister Mika Häkkinen

MARCH

58 Auf Augenhöhe

Künstler der BSZ Stiftung
in Lachen

62 Kantonesisches

»Oorechnüttel« von Elvira Jäger

KÜSSNACHT

66 Die Kunst Geschichte zu erkennen

Diana Seeholzer und ihre Arbeiten


72 Der Küssnachter an sich!

Von Adalbert Kälin

EINSIEDELN

78 Die grösste Pulverfabrik der Region

steht in Einsiedeln

 WER MEHR
ÜBER DEN KANTON
ERFAHREN MÖCHTE,
BEKOMMT ES HIER:

*Amt für Wirtschaft
Bahnhofstr. 15
CH 6431 Schwyz*



IMP RES SUM

HERAUSGEBER: Urs Durrer, Vorsteher des Amtes für Wirtschaft, Schwyz

KONZEPTION & REALISATION: Amadeus AG Verlag, Schwyz

GESAMTLEITUNG & CHEFREDAKTOR: Andreas Lukoschik

CREATIVE DIRECTION: Reto Brunner, Brunner Bekker

ART DIRECTION: Florian Fischer, HelmutMorrison GmbH

MITARBEITER DIESER AUSGABE: Ruedi & Vreni Föhn, Franz Franz, Alvaro Schoeck, Chris Walton, Jakob Gattiker, Caroline Brühlmann, Ulrich Graf, Mathias Fröhlich, Mario Illien, Thomas Suter, Elvira Jaeger, Diana Seeholzer, Adalbert Kälin, Alexander Zurkinden, Benno Kälin, Franz-Xaver Risi sowie Gaby Batlogg und Nik Oswald

SCHLUSSREDAKTION: Hanjo Seißler

FOTOS: Stefan Zürrer

ILLUSTRATIONEN: Olaf Hajek (Porträts) und Florian Fischer (Collagen)

LITHO: Sophia Plazotta, PX5 München GmbH

ANSCHRIFT DER REDAKTION: Y MAG, Feldli, 6430 Schwyz

DRUCK: Gutenberg Druck AG, Lachen



ILLUSTRATION: Florian Fischer



*Sägel Lauerzersee
Mythen
Familie Tschümperlin-Schatt*

*ELTERN
Fränzi, Schwyzer Sonntagstracht
Daniel, Schwyzer Sonntagstracht*

*KINDER
Karina, Schwyzer Werktagstracht „Gingang“
Zeno, Schwyzer Werktagstracht „Gingang“*



MIT LAIB UND SEELE



10

mustathal

21

EIN BESUCH BEI DEN FÖHNS
AUF DER DRÄCKLOCH ALP

von Andreas Lukoschik

Der Aufstieg ist mühsam. 900 Höhenmeter auf sieben Kilometer Weg verteilt. Da gibt es nur zwei kurze Strecken an dem von steilen Felswänden gesäumten Ufer der Rossmatter Chlü entlang, wo der Weg milde ansteigt. Ansonsten geht's zur Sache und der Bericht-er-städter staunt darüber, dass die grossen schweren Kühe – die nicht besonders athletisch konstruiert sind – beim Alpaufzug diese steilen Passagen meistern. UND den Abstieg. Unter anderem über steinreiche Geröllpassagen. Da haben die menschlichen Begleiter sicherlich alle Hände voll zu tun, um die 50 Kühe zunächst hinauf und am Ende wieder heil ins Tal zurück zu bringen. Aber so denkt wohl nur ein Städter.

Ruedi Föhn, Pächter der 300 Hektar umfassenden Dräckloch Alp, sieht das anders – viel entspannter: »Da muss man sich keine Sorgen machen«, sagt er. »Unser Schweizer Braunvieh beweist seit vielen Jahrhunderten, dass es perfekt für das Leben auf unseren Alpen geeignet ist.«

Damit hat er zweifelsfrei recht. Dennoch sind die Leistungen der Tiere erstaunlich. Wobei das nicht das Einzige ist, was einen Nicht-Äpler hier oben staunen lässt. An erster Stelle sind es die Lebensumstände, die so ganz anders sind als unten im Tal.

Zum 20. Mal auf der Alp

Ruedi Föhn begeht in diesem Jahr ein kleines Jubiläum: Zum

zwanzigsten Mal verbringt er den Sommer auf der Dräckloch Alp. Die ersten drei Jahre war er allein hier oben – seit dem Jahr 2000 gemeinsam mit seiner Vreni. Inzwischen sind auch ihre Kinder dabei – die sind offensichtlich sehr glücklich hier in Gottes freier Höhenluft. Braungebrannt und quietschfidel. Sie vermissen offensichtlich die im Tal allerorten anzutreffenden elektronischen Ablenkungswerkzeuge im Handyformat überhaupt nicht.

Wie machen Sie das eigentlich mit der Schule?

»Wir beantragen im Frühling bei der Schule Alp-Dispens«, sagt Vreni Föhn. »Wenn sie gewährt wird, dann sagen mir die Lehrer, was in dieser Zeit an der Schule durchgenommen wird, dann lernen wir hier oben den Stoff. An schönen Tagen ist das manchmal weniger, weil die Kinder draussen spielen wollen. Ich merke das meist daran, dass sie immer wieder durchs Fenster schauen, ob nicht Wandersleut vor der Türe etwas zu trinken haben wollen. Damit verdienen sie sich nämlich ihr Sackgeld. Aber was an solchen Tagen nicht geschafft wird, das holen wir an Schlecht-Wetter-Tagen nach. Das ist bis jetzt recht gut gegangen.«

Neben all den anderen Aufgaben, die sie hier oben zu meistern haben, ist das durchaus eine Herausforderung für Mutter und Kinder.

Für Franziska, die Älteste, ist es nicht mehr so einfach, weil sie jetzt den Stoff der Oberstufe zu bewältigen hat. Bei Pia (11) und Martina (9) ist das Lernen gut eingespielt, Kilian (6) hingegen muss sich erst noch ein bisschen eingewöhnen. Für ihn als Erstklässler ist dieser »Zeitvertreib« etwas ungewohnt. Er hat bisher die Alp als grosses Abenteuer erlebt. Die Umstellung wird ihm Vreni Föhn allerdings mit ihrer liebevoll ruhigen Art sicherlich vertraut machen. Wie schon seinen grossen Schwestern. Herausforderungen gibt es für sie hier oben ohnehin genug.

Der Tag beginnt meist um fünf Uhr in der Frühe. Dann geht Ruedi mit dem Lehrling die Kühe melken, auf Vreni wartet im Käsekeller viel Arbeit – die Käsepflege.

Um sieben Uhr beginnt für sie dann das Käsen. Mit der Milch vom Vorabend und der des Morgens. Die Kinder machen derweil das Frühstück.



750 LITER
FASST DER
KESSEL





Das Käsen



Die frische Rohmilch wird in einem gewaltigen Kupferkessel – der deutlich grösser ist als der, in den Obelix als Kind gefallen ist – gewärmt. In Vreni Föhns Kupferkessel hätte Obelix sogar noch in seiner ausgewachsenen Grösse bequem Platz. 750 Liter fasst der Kessel – maximal.

»Die Milchmenge schwankt zwischen 400 und 750 Litern«, sagt sie. »Das kommt immer darauf an, wieviele Kühe schon galt sind.«

Hat die Milch die richtige Temperatur, kommt zuerst die Kultur und später das Lab hinzu. In der darauf folgenden halben Stunde gerinnt die Milch zu einer „gallertigen Dickete“.

Den richtigen Zeitpunkt fürs Schneiden mit der Harfe entscheidet Vreni aus ihrer Erfahrung heraus. „Ich habe bei meiner Mutter von Kindesbeinen an beim Käsen zugeschaut“, sagt sie. Deshalb weiss sie, dass neben der Zeit auch die Erfahrung und das Beobachten von grosser Bedeutung sind.

In der Zwischenzeit wärmt Vreni den Käsebruch über dem Holzfeuer auf die richtige Endtemperatur. Hat das Käsekorn die gewünschte Festigkeit, wird es mit einer „Blächä“ (einem Käsetuch) aus dem Kessel gezogen, in eine Vorpressform gepresst und nach zehn Minuten in gleich

grosse Würfel geschnitten, um sie anschliessend in die runden Käseformen zu packen. Deren Durchmesser haben die Grösse der bekannten Laibe.

Die Formen haben Tausende kleiner Löcher, durch die die Molke, die sich noch im Käsebruch befindet, austreten kann.

Pro Form werden zwei Schichten eingefüllt, die voneinander durch eine Art Teller getrennt sind. Das Eigengewicht der Fast-Laibe sowie ein zusätzliches Gewicht im Deckel der Formen drückt die Molke durch die vielen Löcher heraus. Die Folge: Der Laib verliert zuerst an Flüssigkeit und dann an Höhe. So nimmt er mehr und mehr die Form des Käselaubes an, so wie wir ihn kennen.

Im nächsten Schritt bekommen diese frischen Laibe ihr Etikett – Alp Dräckloch 2016. Sie werden während des Tages in immer länger werdenden Abständen fünfmal gewendet. Am folgenden Vormittag gelangen sie für 24 Stunden ins Salzbad. Dadurch bildet der Käse eine schützende Aussenschicht.

Zu diesem Zeitpunkt sind die Laibe aber noch von heller Farbe. Ihre dunkelgelbe bis hellbraune Farbe bekommen sie erst durch die Lagerung im Käsekeller. UND durch die tägliche (!) Wäsche mit klarem Wasser – ehe sie gewendet werden. Tagein. Tagaus.

Die frischesten Käse werden unten im Regal aufbewahrt, weil es dort am kältesten und feuchtesten ist. Allmählich wandern die Laibe dann im täglichen Wasch-und-Wende-Prozess immer weiter nach oben.

»Am besten sind sie«, so Vreni, »wenn sie ein Jahr richtig gelagert worden sind.«

In Manhattan heisst er »Dirty Hole«

Genau diesen Käse nimmt Rolf Beeler, eine Art Käsepapst der Schweiz, in seinen Vertrieb. Er ist ein grosser Fan vom Käse der Dräckloch Alp, über die er einmal in der Talksendung »Aeschbacher« gesagt hat, sie sei »ein mystischer Ort«. Und dann geriet er regelrecht ins Schwärmen ob der Qualität, die Föhns Käse haben.

Kurt Aeschbacher selbst erzählte, dass er in einem Käsegeschäft in New York (!) Schweizer Käse mit dem Namen „Dirty Hole“ gesehen habe. Da nickte der Maître Fromager Beeler nur und sagte: »Der kommt von der Dräckloch Alp.«











AUF 300 HEKTAR
ALP IST IMMER
ETWAS ZU TUN





Um diesen Käse zu schätzen, muss man aber weder auf das Urteil des Käsepapstes noch auf das seines prominenten Gastgebers vertrauen. Denn jeder Geniesser kann sich getrost auf die *eigene* Zunge verlassen. Man wird diesen wundervollen Geschmack nicht vergessen. Versprochen!

Ebensowenig wie der Berichterstatter den Duft in der Alphütte der Föhns. Es ist ein warmer, weicher Duft nach frischer Rohmilch mit einer Nuance von Molke, Rauch und Kräutern. Herrlich!

»Es gibt immer was zu tun!«

Und der Ruedi? Was macht der, während seine Vreni käst?

Nachdem er den Milchtank, mit dem die Milch vom mobilen Melkstand zur Hütte gebracht wird, blitzblank geputzt hat, müssen neben den 50 Kühen auch die 50 Rinder und 80 Schafe betreut werden. Es werden Zäune erstellt, Wege für die Tiere unterhalten, Hüttenholz gerüstet und Weiden gepflegt. Doch macht er all das nicht allein, sondern hat Hilfe von seinem Lehrling und den Kindern.

»Auf 300 Hektar Alp ist immer etwas zu tun«, sagt er mit seinen strahlenden Augen und seinem feinen Lächeln.

Erholung oder Ferien gibt's auf 1700 Metern Höhe nun mal recht wenig – um nicht zu sagen ganz und gar nicht. Zumindest nicht so, wie es der Nicht-Älpler kennt.

Aber: »Ich bin so aufgewachsen«, sagt Vreni. Und Ruedi ergänzt: »Man schafft doch mit der Natur. Das ist auch Erholung.«

In dieser Antwort verbirgt sich ein wichtiges Wort. Nein, nicht »Natur«. Die ist wichtig, aber ein anderes Wort ist wichtiger: Das Wort »mit«. Die Föhns arbeiten »mit« der Natur – nicht »gegen« sie. Und das »obwohl« sie nicht immer lieblich und romantisch schön ist, wie es sich die Städter gerne vorstellen. Nein, die Natur ist hier oben manchmal sehr streng.

Die Haltung der Föhns zur Schöpfung zeigt, dass sie den Einklang mit ihr suchen. Und Einklang ist wörtlich gemeint. Nämlich als »ein Klang« - der sich zusammensetzt aus vielen Stimmen der Natur, in der der Mensch nur *eine* Stimme ist.

Dazu gehört, dass Ruedi jeden Abend vor dem Zu-Bett-Gehen zur Folle, einem hölzernen Trichter, greift, der neben der Tür hängt. Mit ihm geht er vor die steinerne Hütte und lässt den Alpsegen über das weite Tal ertönen. Um Gott, Maria und die Heiligen zu bitten, »alles, was auf dieser Alp ischt und dazugehört, zu behüätä und zu bewahre«.

Zu diesem Zeitpunkt ist der Berichterstatter schon wieder daheim, hat immer noch den herrlichen Duft aus der Hütte der Föhns in der Nase – und Gluscht, sich eine dicke Scheibe dieses Traumkäses auf der Zunge zergehen zu lassen. In Erinnerung an den Duft der Alp, ihre Luft, die Berge und den Einklang der Föhns *mit* der Natur. 🍷



VOM SCHWINGEN

22

*franz franz
heute:*

25

UND SCHWEBEN



In der Serie FRANZ FRANZ HEUTE nimmt die Hauptfigur Franz Franz wie Woody Allens »Zelig« die Gestalt anderer Personen an und erlebt schräge Situationen. Hintergrund der Szenen ist stets der Kanton Schwyz. Wenn Franz Franz gerade nicht in Rollen oder Personen schlüpft, ist er übrigens ein anderer.

Hinter dem Pseudonym Franz Franz verbirgt sich ein Schwyzer Autor, der Radiotexte für SRF 1 und Theaterstücke schreibt.

Der Wecker ist ein Quälgeist. Er hat es auf mich abgesehen. Dabei bin ich wirklich nichts Besonderes.

– Schau mich doch an, Wecker. Ein verschlafenes Häufchen Mensch.

Demonstrativ sitze ich an der Bettkante. Schwach und klein. Kein Krieger, kein Helvetier, kein König. Eher ein Narr mit Gummigelenken. Trotzig schwinde ich mich aus dem Bett. Da ist plötzlich diese Energie. Ich schwinde mich zurück ins Bett. Dann zum Bettvorleger. Das ist es:

– Heute bin ich ein Schwinger.

Zum Schwingerkönig in wenigen Lektionen. In der Küche startet Lektion eins: Muskelmasse aufbauen.

Und zwar mit Müsli-
masse. Kein Spargel-
tarzan-Müsli.
Nein, die Hardcore-
Version für Hoch-
leistungssportler.
Allein die Inhaltsstoffe
machen mir Angst. All
diese Fremdwörter.
Mutig schaufle ich das
Präparat in den Mund.
Kau es wie ein Alpen-
godzilla, brülle:

– Folsäure! Eiweiss!
Vitamin B12! Alles
weg!

Lektion zwei: Wille
durchsetzen.
Ganz einfach. Auf zum
nächsten Schwingfest.
Unterwegs zur Seil-
bahnstation beweise
ich lautstark meinen
Willen:

– Franz Franz zum
Kranz! Franz Franz
zum Kranz!

Lektion drei:
Das passende Outfit.
Weisse Hose, blaues
Hemd. Turnschuhe aus
den 80ern.
Und Ohrenschutz.
Den trage ich sicher-
heitshalber schon in
der Seilbahn.

Wegen dem Ohren-
druck. Und den schrei-
enden Kindern.
Lektion vier: Überzeu-
gendes Auftreten.
Da liegt sie. Die Natur-
arena, das Herz des
Schwingsports.

Einatmen, Kinn hoch
und volle Lautstärke:
Play.
Zur Filmmusik von
„Gladiator“ stolziere ich

über die Festwiese.
In Zeitlupe. Das ist sehr
schwierig. Sieht aber
saugut aus.
Die Zuschauer tuscheln
schon:

– Da ist er! Der
Geheimfavorit!
Dieser Franz Franz
ist ein Held.
Ich liebe seinen
Ohrenschutz!

Mit gespielter Beschei-
denheit steuere ich
zum Brunnen.
Lektion fünf: Konzent-
ration vor dem Kampf.
Ich wasche mir Hände
und Gesicht. Mein
Ritual. Ab heute.
Ich steige in die
Schwingerhosen aus
dickem Zwilch.
Plötzlich wird es kalt.
Ein Riese neben mir
verdunkelt den Himmel.
Skeptisch prüfe ich
meine Gefahrensitua-
tion:
Ein Schwingfest, zwei
Tribünen, vier Säge-
mehlringe,
831 Menschen mit
831 Sonnenhüten.
So weit alles in
Ordnung.
Nur der Speaker sagt
seltsame Sachen wie:

– Stuckiböschlaim-
bacherwickivonah.

Irritierend ist auch, er
spricht von Paarungen.
Tatsächlich dort: Zwei
Männer werfen sich
gemeinsam zu Boden.
Aber ich weiss es bes-
ser, das ist ein Kampf.
Es sieht sehr schmerz-
haft aus.

FRANZ FRANZ

wurde im
Frühling 1974
in einem
Krankenhaus
nahe der
Voralpen aus
einer Mutter
geboren.

Er erkannte die
Landschaft so-
fort, die Heb-
amme reichte
ihm einen Stift,
er begann zu
schreiben.

Zuerst
waren es nur
Kritzeleien.
Später Texte.

Lektion sechs:
Angst überwinden.
Und zwar so schnell
wie möglich.

– Nicht mit mir!

Denke ich. Und springe
taktisch klug zur nächs-
ten Lektion.

Lektion sieben:
Zielstrebigkeit.
Ich lasse das Anschwin-
gen und Ausschwingen
aus.

Und qualifiziere mich
direkt für den Schluss-
gang.

So geht das viel einfa-
cher. Ausserdem will
ich die Zwischenzeit
nutzen.

Noch etwas an Körper-
masse zulegen.

Ich schaue mich um:
Da ist ein Bauernhof,
ein Maschinenraum.

Ein Druckluftkompres-
sor.

Ich erinnere mich an
diese lehrreiche TV-
Sendung.

Die mit dem Kojoten
und dem Road Runner.
Da ging das doch auch.
Ich ziehe am Schlauch,
drücke das Ausblasven-
til in mein Ohr.

Luft strömt in meine
Muskeln. Meine Haut
spannt.

Ich bin aufgeblasen.
Die Einschüchterung in
Person.

– Wir kommen
zum Schlussgang:
Laimbacher Philipp
gegen Franz Franz.

Ich schwebe zum
Schlussgang.
Leichtfüßig wie ein

Gewinner.
Lektion acht: Der
Wettkampf.
Laimbacher zerrt an
meinem Hosenbund.
Schon verliere ich
den Boden unter
den Füßen.
Von wegen bodenstän-
digem Sport!
Nach dem ersten Huf-
ter schwebe ich leicht.
Dann drückt mich sein
Gewicht ins Sägemehl.
Die Luft flieht sofort in
meine Extremitäten.
Meine Augen ploppen
heraus. Kein schöner
Anblick.
Immerhin: Mein Gegner
kreischt.
Ich wittere eine letzte
Chance, strample,
schreie:

– Gestellt, gestellt!

Aber ich liege längst
auf dem Rücken.
Lektion neun: Verlieren
mit Stolz.
Mein Bauch wackelt
wie eine Luftmatratze.
Laimbacher hat es sich
mittlerweile darauf
bequem gemacht.
Er rutscht auf den
Luftkammern herum.
Ferienstimmung kommt
auf.

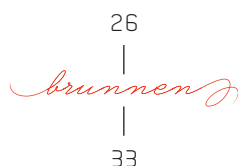
– Geh weg! Runter!
Sofort!
Das macht mich
fuchsteufelswild!
Ich könnte...

PENG! 🐾





DAS SCHOECK PUZZLE



IN BRUNNEN LEBTE EINE
KÜNSTLERFAMILIE, AUF DIE DIE
SCHWYZER STOLZ SEIN KÖNNEN:
DIE SCHOECKS.

von *Andreas Lukoschik*

Was sich anhört wie der Titel eines Krimi-Bestsellers ist in Tat und Wahrheit eine Entdeckungsreise zu einer vergessenen Familie, die man getrost als Schwyzer Variante der Familie von Thomas Mann bezeichnen darf. Wie beim Literaturnobelpreisträger und seinen Kindern sind auch über die Schoecks die Talente wie mit einem Füllhorn ausgeschüttet worden: Malerei, Literatur und Musik sind die Disziplinen, in denen sie Aussergewöhnliches schufen.

Angefangen beim Clanchef Alfred Schoeck, der als Landschaftsmaler sehr gefragt war, über seinen Sohn Othmar, der als Komponist zu internationalem Ruhm gelangte, bis zum Urenkel Alvaro, der bis zum heutigen Tag auf grossen Bühnen Theaterstücke inszeniert.

Weil Alfred Schoeck in diesem Jahr 175 Jahre alt geworden wäre und sich der Geburtstag seines Komponistensohnes Othmar zum 130. Mal jährt, wird im September ein ganzer Strauss an Veranstaltungen zu diesen beiden Künstlern stattfinden, aus dem sich jeder Leser sein eigenes Bild dieser grossen Söhne Brunnens zusammensetzen kann. Eben wie bei einem Puzzle.

Das Haus

Wer das Schoeck'sche Haus an Brunnens Gütschweg mit der Nummer 8 betritt, traut seinen Augen nicht: Eine Zeitkapsel tut sich vor ihm auf. Die Räume machen den Eindruck, als seien die Schoecks mal gerade eben aus dem Zimmer gegangen. Nichts Museales, nichts Konserviertes ist dort zu sehen. Alles noch so wie zu Lebzeiten dieser an Talenten reich gesegneten Familie. Besonders das Atelier des Urgrossvaters Alfred Schoeck ist so erhalten, wie es war. Auf den Staffeleien stehen noch die Bilder von Reisen ins kanadische Nova Scotia, Studien zur Mitternachtssonne auf den Lofoten und Lichtstimmungen über dem Urner See. In Vitrinenschränken liegen Erinnerungsstücke an seine Reisen ans Schwarze Meer, nach Tunesien und Ungarn, an den Wänden hängen Trophäen von diversen Jagden.







»MR. SCHOECK HAS NOBLY REALISED IN HIS BEAUTIFUL WORK THE POETICAL ASPECT OF ONE OF THE GRANDER SCENES OF NATURE, AND ONE NONETHELESS VALUABLE IN THAT IT IS GIVEN TO SO FEW SPECTATORS TO BEHOLD.«

Queen Victoria



Selbst 100 Jahre später spürt der Besucher die vitale Kreativität, die seine Bewohner dort einst gelebt haben, und die niemand Geringerer als der Literaturnobelpreisträger Hermann Hesse – ein enger Freund Othmar Schoecks – so beschrieben hat:

»Da war sein Vater (*Alfred, die Red.*), ein heiterer alter Weiser, in seinem Atelier zurückgezogen lebend, ein stiller Künstler und Mann des Masses und der Harmonie, ich habe ihn sehr geliebt und bewundert, und einst hat er mir von einem seiner süditalienischen Bilder, das ich besonders gerühmt hatte, eine Kopie gemacht und geschenkt; sie hängt in meinem Arbeitszimmer, nicht weit von den beiden Landschaften von Othmars Hand. Dann war da die Mutter Schoeck mit dem Falkenprofil und den leidenschaftlichen Augen, eine besorgte alte Frau, aber zu manchen Stunden war sie beschwingt und feurig. Mehrmals hat sie mich beiseite genommen und mich innig beschwörend, voll Liebe und Sorge, über ihren Sohn ausgefragt, was ich von ihm, von seiner Begabung und von seiner Zukunft halte, und ob er nicht gar zu leichtsinnig lebe, sie sei oft sehr in Sorge um ihn. Und dann hörte sie zu, wie ich ihn lobte oder verteidigte, fühlte, wie ich an ihn glaube, und begann in dem sorgenvollen Gesicht mehr und mehr zu strahlen. Ferner war Fräulein Suter da, der gute Hausgeist, und die Brüder Schoeck, zuweilen alle vier zugleich, und nach den Mahlzeiten im kleinen `Stubli´ sass man noch stundenlang in fürchterlichem Zigarrenquahl und stritt miteinander und schrie einander an in den heftigsten Diskussionen über Politik und Religion und Kunst, es ging oft grossartig wild zu... Vor allem aber waren da die Früchte eines stillen Fleisses und einer grosszügigen Wanderleidenschaft und Weltneugierde...«

Diese Weltneugierde spürt man heute noch. Vermutlich ist sie der Grund dafür, dass so viele Familienmitglieder zu ihren wahren Talenten fanden. Urenkel Alvaro formuliert das so: »Es ist vermutlich für alle, die hier aufgewachsen sind – mich eingeschlossen – eine Art Kindheitsparadies gewesen.



Der Wald hinter dem Haus war Abenteuer pur, diese wahn-sinnige Aussicht hat Blick und Kopf freigemacht und das geheimnisvolle, wie ein Dachsbau verschachtelt an den Berg gebaute Haus war und ist prallvoll mit unglaublichen Erinnerungen.« Und dann fügt er lachend hinzu: »Es hat lange gedauert, bis ich begriffen habe, dass sich andere Leute unter einer `Villa in Brunnen´ etwas komplett anderes vorstellen als ein halb zusammenbrechendes Haus, wo Adler an der Decke hängen.« Dann fügt er nachdenklich hinzu: »Das Haus hatte und hat eine besondere Stellung in unserer Familie. Bis zum heutigen Tag.«

Dieses Haus wird während des Festivals geöffnet sein, so dass wir getrost sagen können: Das müssen Sie gesehen haben. Von innen!





Othmar Schoeck

Der jüngste Sohn der Familie, geboren am 1. September 1886, wusste zunächst nicht, ob er Maler werden wollte oder sich der Musik zuwenden sollte. Er war in beiden Disziplinen sehr begabt. Erst als eine Freundin der Familie einige Kompositionen Othmars im Jahre 1907 dem grossen Max Reger zeigte, legte der dem jungen Schoeck sehr dringend nahe, zu ihm nach Leipzig zu kommen und das Studium der Musik aufzunehmen. Eine richtige Einschätzung. Denn alsbald war der junge Schweizer sehr gefragt und wurde in den 30er Jahren von grossen Dirigenten wie Karl Böhm und in den 40ern sogar von Wilhelm Furtwängler zur Aufführung gebracht. Besonders seine Liedkompositionen waren bei Künstlern und Publikum gleichermaßen beliebt.

Seit dem Tod Schoecks in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts setzte sich der Bariton Dietrich Fischer-Dieskau, der zu den bedeutendsten Lied- und Opernsängern des 20. Jahrhundert zählt, für ein Wiederentdecken der Werke von Othmar Schoeck ein. Erfolgreich, wie die Resonanz in der Musikwissenschaft zeigt.

Während allerdings viele Schweizer Othmar Schoeck immer noch für einen regionalen Komponisten halten, ist er in den USA hoch angesehen. Der Musik-Kritiker des legendären „New Yorker“, Alex Ross, ist ein grosser Fan Schoecks, er sagt über dessen »sanfte Charconne in C-Dur«, er sei ihrem »herbstlichen Zauber« erlegen, sie sei »ein geheimes Geschenk« an seine Zuhörer.

Luis Gago, Musikkritiker des spanischen »El Pais«, lobte bei der diesjährigen »Beethoven Woche« in Bonn die Kompositionen Schoecks – beispielsweise sein »Notturmo« – in den höchsten Tönen. Und Schoecks Biograph, Prof. Chris Walton, der an der Universität Oxford über ihn promovierte, stellt schlicht und einfach fest, dass „Schoecks beste Arbeiten zur Spitze gehören, was im 20. Jahrhundert komponiert worden ist.« 🍷

DAS FESTIVAL

Das Festival dauert vom 1. bis 11. September 2016. Es wird mit vielen sehens- und hörens-werten Programmpunkten aufwarten. Hier nur einige davon:

– Eröffnet wird es durch einen gemeinsamen Auftritt aller Brunner Musikvereine, die unter anderem eine Auftragsarbeit von Othmar Schoeck für das Japanesenspiel 1907 zu Gehör bringen werden. Es wird zum ersten Mal wiederaufgeführt.

– Die täglich zweimal stattfindende Performance »Othmars Geisterhaus« im Atelier von Alfred Schoeck durch das Berliner Theater- und Opernkollektiv »Hauen und Stechen«

– Eine Sonderausgabe der »Schwyzer Hefter« mit dem Briefwechsel zwischen Othmar Schoeck und Hermann Hesse

– Der »Internationale Othmar Schoeck Wettbewerf für Lied-Duo« für Gesang und Klavier mit sehr attraktiven Preisgeldern und Auftrittsangeboten

– Ein Sinfoniekonzert der »Camerata Schweiz« unter der Leitung von Graziella Contratto. Titel: »Befreite Sehnsucht«

– Das musikwissenschaftliche Symposium der »Hochschule der Künste Bern« über Othmar Schoeck mit circa 24 Experten

– Eine Ausstellung der Landschaftsmalerei Alfred Schoecks in der Galerie Leewasser in Brunnen

Dazu noch einmal Alvaro Schoeck: »Die ganze Familie ist sehr angetan, dass sich so viele hochkarätige Experten zu dem Festival angesagt haben und sich mit der Arbeit Othmar Schoecks derart intensiv beschäftigen.«

Das wird Bewegung in die Rezeption seiner Werke bringen. »Bewegung« – auf Lateinisch »motio« – steckt in dem Wort »E-motio-n«.
Möge deshalb das Festival eine sehr emotionale Zeit werden.

Mehr zum Festival finden Sie hier:
www.schoeckfestival.ch

Die Ausstellung finden Sie hier:
www.galerie-am-leewasser.ch



*Dreiwässern Schindellegi
Höfner Werktagstracht*

*HINTEN: Jeanine Doswald,
Larissa Schelbert, Claudia
Doswald, Corina Hiestand*

*VORNE: Johanna Köpfl, Carina Imlig,
Quirin Köpfl
RECHTS: Adrian Müller*





JAKOB GATTIKER

IV.



EIGENTLICH WOLLTE ER NUR
BAUEN, ALS SICH IHM EIN
GEBÄUDE IN DEN WEG STELLTE.
MITTEN IN SCHWYZ.

von *Andreas Lukoschik*

Wenn es etwas gibt, das durch und durch lokal ist, dann sind es Immobilien. Denn die sind – wie der Name „im-mobil“ sagt – »unbeweglich« an den Ort ihrer Entstehung gebunden. Und wenn sie gut gebaut sind, dann verharren sie dort auch schon mal für Jahrhunderte.

Jakob Gattiker, der Inhaber der Etzel Immobilien AG aus Pfäffikon, begegnete einem solchen Jahrhundertbauwerk im Dorfbachviertel von Schwyz. Ohne Vorwarnung – weil es sich versteckt hatte!

Erworben hatte die Firma Allwerk AG das Dorfbach-Grundstück im Jahr 2012. Ein seltenes Glück, weil es sich dabei um zehn Grundstücke handelte, die verschachtelt bebaut en bloc angeboten wurden. Eine Gelegenheit, die sich in solch einer zentralen Lage nur selten bietet. Jakob Gattiker kaufte also gemeinsam mit einem Freund, Peter Meienberg, die Häuser, um sie abzureissen und

neue zu bauen, weil ihre Substanz recht marode war.

Nach Planung, Eingabe und Behandlung der Einsprachen musste die Frage geklärt werden, ob das Dachrinnenwasser der Neubauten oberflächlich abgeführt werden durfte – oder in die Kanalisation, oder in den „Dorfbach“ abgeleitet werden konnte. Kurzum: Erst als einige verwaltungstechnische Hürden genommen waren, konnte an den Abriss gedacht werden. Doch ehe es dazu kam, fragte der kantonale Denkmalpfleger Thomas Brunner an, ob er die Häuser, die er auf einer Karte von 1746 gefunden hatte, vor dem Abbruch noch historisch bestimmen lassen könne. Gattiker war damit einverstanden und so kam die Bauarchäologin Ulrike Gollnick, nahm Holzproben für die Altersbestimmung aus dem Täfer der Häuser und förderte beim Freilegen der Holzstrukturen ein Lukenfenster des frühen 14. Jahrhunderts zutage. Damit aber nicht genug!

Aus den Holzproben konnten – bei der dendrochronologischen Bestimmung – die Fälldaten der verwendeten Bäume auf 1308 und 1310 ermittelt werden. Eines der verschachtelt übereinander gebauten Häuser barg versteckt eine integral erhaltene Stube, die innen komplett schwarz gefärbt war. Bis auf die Fensterseite



waren sämtliche Wände, Boden und Decke aus dem Mittelalter erhalten. Das war eine kleine Sensation. Für die Bauarchäologin.

Aber wenn man ein Haus baut, dann ist jede Hürde, die die Fertigstellung verzögert, wenig erfreulich. Denn die Uhr der Zinsen läuft auf Seiten der finanzierenden Banken unerbittlich weiter. Gleichzeitig verschiebt sich die Einnahmesituation durch Vermietung oder Verkauf immer weiter nach hinten. Kurzum: Die sensationelle Entdeckung machte den Bauherren wenig Freude. Dennoch musste Jakob Gattiker mit der Situation fertig werden. Denn der Schweizer Heimatschutz wollte zuerst die Abrissarbeiten und dann den gesamten Bau stoppen. Davon wäre die Errichtung von 14 Wohnungen betroffen gewesen, die bei der geplanten Kalkulation dieses Bauvorhabens von insgesamt 26 Wohnungen mehr als die Hälfte darstellten. Da machte sich Nervosität auf beiden Seiten breit.

Schliesslich schlug die Regierung vor, das inzwischen „Schwarze Stube“ genannte Objekt der Begierde aus- und an anderem Ort wieder aufzubauen. Das war für Gattiker

die Lösung: »Wenn ihr ein Täfelchen anbringt `Geschenkt von der Allwerk AG`, dann könnt Ihr den historisch bedeutsamen Wert sogar kostenlos haben«, war sein Kommentar. Und so geschah es. Heute ist diese sehenswerte »Schwarze Stube« im »Forum der Schweizer Geschichte« wieder aufgebaut. Dort ist sie nicht nur am rechten Platz, sondern auch eines der Highlights des Ausstellungsprogramms.

»Ende gut, alles gut«, sagt Jakob Gattiker heute und man merkt ihm eine gewisse Erleichterung an.



„Schwarze Stube“





Die Wurzeln

»Traditionen sind mir nämlich wichtig«, erklärt er und verweist darauf, dass die Wurzeln seiner Familie bis weit vor das 14. Jahrhundert reichen. Ein Hinweis darauf, dass traditionelle Werte und das Bewusstsein, in Generationen zu denken, für ihn ein wichtiger Bestandteil seines Selbstverständnisses sind. Dann erzählt er von seinem Grossvater, dem weithin bekannten und beliebten Metzger Jakob Gattiker II. aus Richterswil. Der hatte am Anfang des vorigen Jahrhunderts den „Freihof“ in Richterswil bereits zu einem wirtschaftlichen Mittelpunkt der Region gemacht. Er kaufte von Ungarn bis Dänemark Schafe, um sie in seinem Betrieb in Bäch schlachten zu lassen, und baute sein Geschäft so weit aus, dass es zum grössten Schafschlachtbetrieb der Schweiz wurde. Das, was er dabei erwirtschaftete, steckte er zum einen in die fortwährende Modernisierung seines Betriebes und zum anderen in Wohnhäuser und Grundstücke. So sammelten sich im Laufe der Zeit einige Immobilien an, die verwaltet und ausgebaut werden mussten. Doch sein Sohn Jakob III. – der Vater des heutigen Jakobs, der Nummer IV. – erweiterte die Metzgerei nicht nur, sondern baute in Freienbach eine brandneue Grossmetzgerei mit einem eigenen Schlachthof, der für seine Modernität weithin gerühmt wurde.

Nun war Jakob Gattiker IV, jüngster Sohn der Dynastie, glücklicherweise für das Metzgerhandwerk nicht so recht zu begeistern. Weshalb »glücklicherweise«? Weil auf ihn eine Aufgabe wartete, die mit ebendiesen Immobilien zu tun hatte und wirtschaftliches Verständnis erforderte. Das Thema »Wirtschaft« interessierte Jakob IV nämlich am meisten. Nicht die Wirtschaft, in der man hochprozentige Getränke bekommt, sondern die, in der es um Produktivität geht. Er nahm deshalb das Studium der Wirtschaftswissenschaften in St. Gallen auf und verdiente sich erste Spuren im Bankwesen und im Konsumgütermarketing, bis eines Tages die Frage anstand, wie denn nun mit den familieneigenen Immobilien zu verfahren sei?

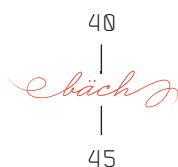
Diese Frage machten Jakob und sein Bruder Adrian zur Basis der heutigen Immobilienunternehmen. Sie begannen damit, eines der Familiengrundstücke zu bebauen und das errichtete Gebäude zu vermarkten. Damit war der Grundstein gelegt und die ersten Erfahrungen gemacht. Ein Ansatz, den sie auch weiterhin pflegen sollten: Mit eigenem Geld Erfahrungen machen. Denn dabei passt man am meisten auf.

Im Laufe der Jahre entstanden daraus drei Unternehmen: das Architektur- und Bauleitungsunternehmen Contractplan AG, die Generalunternehmung Halten AG und der Immobiliendienstleister Etzel Immobilien AG in Pfäffikon. Letzteren benannte Jakob Gattiker übrigens nach dem Berg im Bezirk Höfe, an dessen Fuss er mit seiner Familie lebt.

Die Namenswahl ist kein Zufall, drückt sie doch aus, was zum Credo Gattikers für seine Arbeit gehört: »Hier bin ich zuhause, hier habe ich Kontakte und Freunde, hier kenne ich mich aus. Ich brauche kein weltweites Netzwerk – sondern eins vor Ort. Ausserdem wendet sich ein auswärtiger Interessent sowieso lieber an jemanden, der sich hier auskennt. Und wir leben hier seit vielen Generationen.«

So hat Jakob Gattiker IV. ebenso den Weg der nachhaltigen Geschäftsentwicklung eingeschlagen, den auch sein Vater und sein Grossvater gegangen sind. Zwar in einer anderen Disziplin, aber mit demselben Sinn für Solidität und Originalität. Oder – mit den Worten Gattikers – »mit Sinn für das Urschweizerische schlechthin!« 🍷

„DEN GÖNNERN SEI DANK!“



ZU BESUCH BEI GRAF – ULRICH GRAF –
DEM STIFTUNGSRATS-PRÄSIDENTEN
DER »REGA«

von Andreas Lukoschik

Es riecht nach Kerosin. Hier hinterm Flughafen Zürich Kloten, wo die Firmenjets auf dem Areal der General Aviation stehen – und die Helikopter der »rega«. Leichtes Fernweh schwingt in diesem Duft aus Urlaub und Reisen mit. Aber das ist bei der »rega« die falsche Assoziation. Denn die »rega« (für Nicht-Schweizer: der Name ist die Abkürzung aus den Wörtern »REttungsflugwacht« und »GARde aérienne«) – rettet Menschenleben. Und ist dabei so zuverlässig wie das Taschenmesser von Victorinox, beim Thema »Wetter« so unerschütterlich wie das Matterhorn, im Notfall so hilfreich wie das Rote Kreuz – und so schweizerisch wie alle drei zusammen.

Sein Stiftungsratspräsident heisst Ulrich Graf und wohnt im Schwyzer Bäch am Zürichsee. Grund genug, mit ihm über die nationale Institution »rega« zu sprechen.

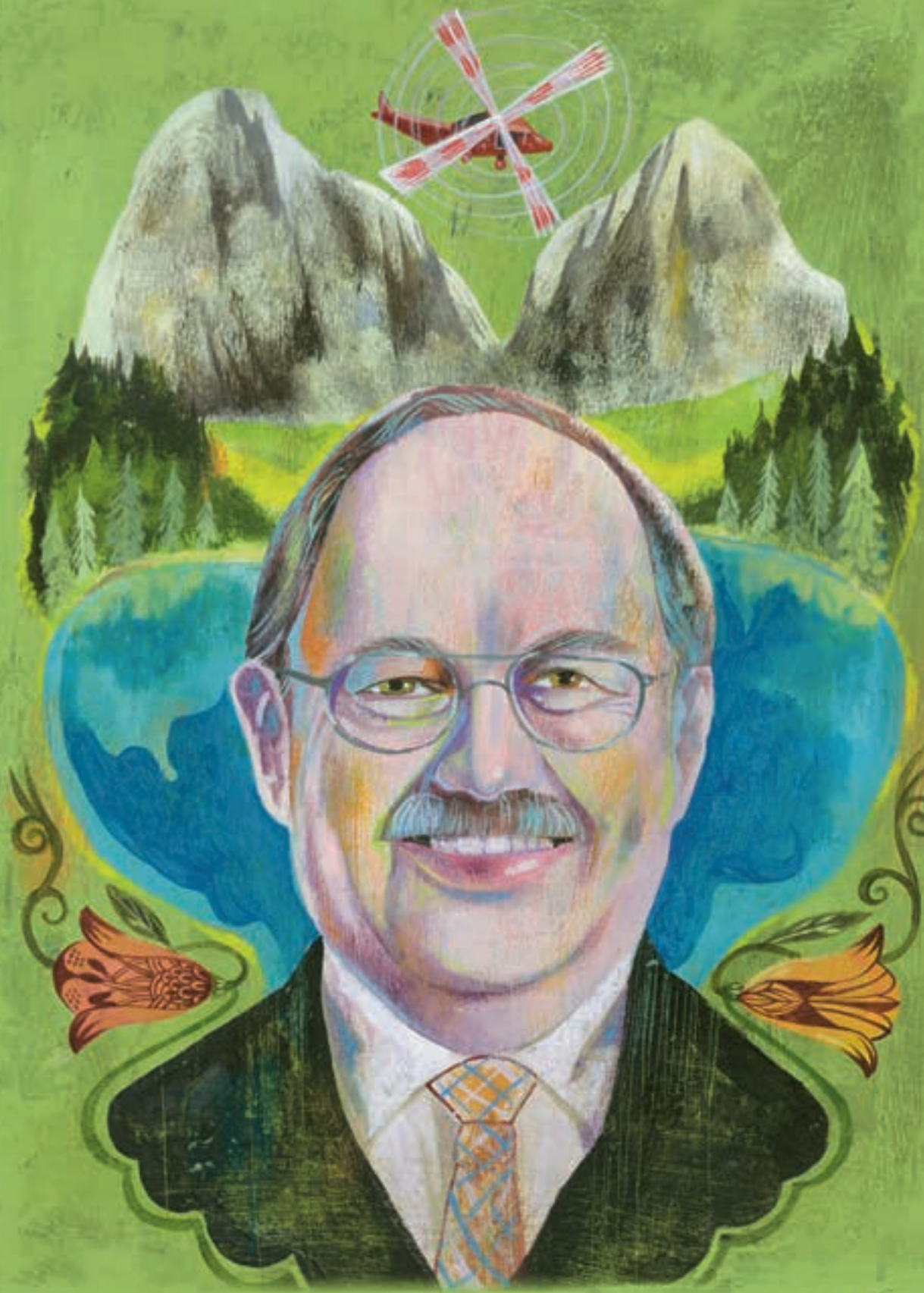
Gleich zu Beginn wartet er mit einer überraschenden Aussage auf: »Die `rega´,« sagt er, »ist heute nicht mehr das lockere, gemeinnützige Hilfswerk, wie man es aus früheren Zeiten her kennt. Die `rega´ hat sich zu einer hoch professionellen Organisation entwickelt, die nach wirtschaftlichen Kriterien geführt wird – UND einen Service Public für die Eidgenossenschaft wahrnimmt. Wobei dieser Service – das ist mir wichtig festzustellen – die Eidgenossenschaft keinen einzigen Rappen kostet.«

Und der Beitrag der Mitglieder – „Gönner“ genannt – befindet sich ebenfalls in einer überschaubaren Grössenordnung. Einzelpersonen zahlen 30 Franken im Jahr, Familien 70 Franken. Dafür können sie im Notfall jederzeit auf den Rettungshelikopter oder den Klinikjet zugreifen, der sie innert kürzest möglicher Zeit in eine Klinik bringt oder gleich im Flieger notärztlich behandelt.


»Ohne unsere 3,6 Millionen Gönner könnten wir unsere Leistungen allerdings nicht erbringen«, sagt Graf weiter.

Verständlich. Denn bei einem Beitrag von 30 Franken ergibt sich daraus immerhin ein dreistelliger Millionenbetrag.

»Eine weitere Einnahmequelle sind die Kranken- und Unfallversicherungen, denen wir einen Teil unserer Leistungen in Rechnung stellen können. Das ist auch nötig, denn Luftrettung ist hochdefizitär. Wenn Sie einen 24 Stunden-Betrieb an 365 Tagen aufrechterhalten müssen, bei dem die Minute mit 200 Franken zu Buche schlägt, dann sind es vor allen Dingen die Saläre, die





 WER NOCH KEIN
GÖNNER IST, FINDET
HIER MEHR:
www.»rega«.ch
> [»rega« unterstützen](#)





»Mission first, safety always!«

Wie sieht Ulrich Graf das Thema Risikobereitschaft bei seinen Piloten und Besatzungen? Immerhin war er selbst 33 Jahre Militärpilot – zuerst auf Kampffjets und dann als Kommandant einer Helikopterstaffel. Der Mann weiss also, wovon er redet.

»In der Militärfliegerei hat es früher geheissen: `Mission first!´ Nicht: `Safety first!´ Das ist ein wichtiger Unterschied! Nun sind »rega«-Einsätze zwar keine militärischen Aktionen, aber jeder (!) unserer Einsätze ist ein Ernstfall! Deshalb heisst es bei uns: `Mission first, safety always!´

Zu dieser Gratwanderung hatten wir anfänglich mit dem Luftamt eine Riesendiskussion, weil es dort heisst `Safety first!´ Aber was nützt es einem Patienten oder Verunfallten, wenn der Rettungsflyer unter dem Deckmäntelchen `Safety´ nicht kommt? Natürlich hat jeder Pilot einen gewissen Entscheidungsspielraum – dafür werden sie auch seriös ausgebildet, aber wenn einer zu einem Rettungsflug *nicht* aufsteigen will, muss er das in Absprache mit der Einsatzzentrale schon begründen können.«

Und während eines Einsatzes?
Ist da der Abbruch möglich?

»Es kann natürlich immer zu Situationen kommen, in denen der Pilot den Flug abbrechen muss. Das gilt besonders im Winter bei Vereisungsgefahr oder bei schlechtem Wetter. Generell ist ja jeder Helikopter mit den richtigen Instrumenten auch bei schlechter Sicht einsatzfähig. Doch besteht im Winter die Gefahr, dass sich Eis an den Rotorblättern bildet. Wenn das geschieht, dann erzeugt das eine solche Unwucht, dass sich der Rotor in kürzester Zeit demontieren kann. Deswegen haben wir im letzten Jahr die neuen allwettertauglichen A169 Helikopter beschafft, die ein Vereisen der Rotorblätter durch das FIPS verhindern: **Fuel Ice Protection System**. Auf diesem Helikopter werden die Rotor- und Heckrotorblätter elektrisch erwärmt, so dass der Heli auch unter Vereisungsbedingungen fliegen kann.«

50 Millionen hat die »rega« für diese drei neuen Helikopter hingeblickert. Den Gönnern sei Dank.

daran den Löwenanteil ausmachen. Aber wir wollen nun mal die besten Mitarbeiter haben und so müssen wir mit den Gehältern der Notärzte in Spitälern sowie Swiss-, Heli- und Kampfpiloten der Flugwaffe konkurrieren.«

Das ist die andere Seite des hochprofessionellen Ansatzes. Im Ernstfall zählt jede Minute. Die Überlebens- und Rettungschancen sind umgekehrt proportional der Zeit, die sie brauchen, um den Verunfallten zu versorgen. »Deshalb sind unsere Helikopter so stationiert, dass wir innert 15 Minuten an jedem Punkt der Schweiz sein können.«

Und an jedem Berg! Bei fast jedem Wetter! Sätze 15 000 mal war das im vorigen Jahr der Fall.

Ausserdem gibt es eine eigene »rega«-App, durch die – im Alarmfall – die Standort-Koordinaten des Hilfesuchenden direkt in das »rega«-Suchsystem eingegeben werden, so dass kein technischer Fehler mehr beim Auffinden des Verunfallten passieren kann und der Pilot direkt dorthin geleitet wird. Punktgenau.

Damit das perfekt funktionieren kann, verfügt die »rega« über ein landesweites Funknetz, das besser ist, als das – man höre und staune – der Schweizer Armee. Auch hier gilt: Den Gönnern sei Dank.

UND: Die »rega« hat gerade drei neue Klinikjets angeschafft, weil die früheren Modelle schon 18 Jahre alt und in ihrer avionischen Ausstattung veraltet waren. Auch das war nur dank der Gönner-Beiträge möglich. Kurzum: Die »rega« ist gut gerüstet für die Aufgaben der Gegenwart und der Zukunft.

Doch nun zu ihm

Wie ist Ulrich Graf überhaupt zur »rega« gekommen?

»Hmm«, sagt er und lächelt, »da hat vielleicht meine Arbeit als Unternehmenslenker eine gewisse Rolle gespielt. Zu dem Zeitpunkt war ich etwa 25 Jahre bei der Kaba und habe zusammen mit sehr fähigen Mitarbeitern in dieser Zeit den Umsatz kontinuierlich von cirka CHF 30 Millionen profitabel auf 500 Millionen jährlich gesteigert. Mit Unican hatten wir gerade die erste transformative Akquisition geschafft. Das war wohl ein gewisser unternehmerischer Leistungsnachweis, so dass der Stiftungsrat der Meinung war, ich könne zuerst als Mitglied und später als Präsident des Stiftungsrates die »rega« so beeinflussen, dass sie fit wird für die Zukunft. Ausserdem war ich 33 Jahre Militärpilot und fliege auch heute noch mit grossem Vergnügen – übrigens eine alte `de Havilland DH 115 Vampire´. Das ist ein einstrahliges, zweisitziges Kampflugzeug und gehört zur ersten Generation Düsenflugzeuge, welche die Schweizer Armee angeschafft hat. Den `Vampitrainer´ erhalte ich zusammen mit einem Pilotenfreund, der ihn vor Jahren der Armee abgekauft hat, in flugfähigem Zustand und fliege ihn jetzt als Hobby. Es macht mir immer noch einen Riesenspass, damit in den Alpen herumzufliegen. Sie sehen: ich habe zum Thema `Fliegen´ keine theoretische, sondern eine sehr leidenschaftlich-positive Beziehung.«

Was er verschweigt: Er präsidiert noch einige weitere Unternehmen, die inzwischen zu den umsatzstarken KMU zählen – teilweise sogar als Weltmarktführer bezeichnet werden dürfen. Wie die Firma Dätwyler, die unter anderem für neun Milliarden Nespresso-Kapseln jährlich die Dichtungen macht.

Wie kriegt er diese vielen Aufgaben unter einen Hut – mit immerhin stolzen fast 71 Jahren?

Hier lacht er verschmitzt: »`Drei-Felder-Wirtschaft´ nenne ich das: Familie – Beruf – Fliegerei.«

Als der Berichterstatter ob der einfachen Erklärung ungläubig schaut, versucht er es mit einer anderen Erklärung: »Alle Firmen, mit denen ich mich beschäftige, befassen sich in mindestens einer Sparte mit Produkten für Gebäude. Die KABA mit Sicherheit, die DÄTWYLER mit Kabeln, die GEORG FISCHER mit Heizung, Klima und Sanitär und so weiter. Bei allen sind dadurch die Geschäftsmodelle sehr ähnlich und es ergeben sich Erfahrungssynergien, die ich zum Vorteil aller Firmen nutzen kann. Ich gebe zu, ich kann nur schwer abschalten. Aber `umschalten´ kann ich gut. Und so setze ich meine gesammelten Erfahrungen für jedes Unternehmen gewinnbringend ein.«

Das leuchtet ein. Aber nun befasst sich die »rega« eindeutig in keiner einzigen Sparte mit Produkten für Gebäude, sondern arbeitet draussen. Bei Wind und Wetter.

»So ist es«, lacht er. »Und deshalb gehört sie auch zu meinem dritten Feld, der Fliegerei. Als ich noch ein junger Pilot war, kam eines Tages der deutsche Vier-Sterne-General und Inspekteur der Luftwaffe, Johannes Steinhoff, in die Schweiz, um sich über den Qualitätsstandard unseres Milizsystems zu informieren. Ich kam gerade von einer ETH-Vorlesung auf den Flugplatz Dübendorf und sollte zur Demonstration einen Venom Jagdbombereinsatz fliegen, den der General in einem Vampire Trainer, von einem Überwachungsgeschwader-Berufspilot gesteuert, begleitete. Als wir wieder am Boden waren, wollte er mir nicht glauben, dass ich kein Berufspilot sei.«

Aber so ist er, der Ulrich Graf: Wenn er was macht, macht er es richtig. Am Boden ebenso wie in der Luft. 🚀



Und ein Buchtipps:
»REGA« BACKSTAGE
AS Verlag Zürich
viersprachig d | e | f | i
128 Seiten, 152 Abb. vierfarbig
ISBN 978-3-906055-40-4
Geschrieben von vier Mit-
arbeitenden der »rega«. Mit
fantastischen Fotos aus der
Arbeit der Schweizerischen
Rettungsflugwacht.



**SPEZIALPREIS FÜR
Y MAG LESER:**
Statt 45 Fr. kostet das
Buch nur 38 Fr.
bei portofreiem Versand
innerhalb der Schweiz
unter:
rega@as-verlag.ch



DER LEBENSRAUM- GESTALTER

...



... MACHT SICH GEDANKEN DARÜBER:
WIE MAN HÄUSER IN UNSEREM
BEGRENZTEN LAND ANDERS BAUEN KANN.
WENN MAN ES DÜRFTE.

von Andreas Lukoschik

Mathias Fröhlich ist ein gut organisierter Mann. Morgens um sechs Uhr dreissig sitzt er am Schreibtisch seines Architekturbüros und beginnt seinen Bürotag, nachdem er zuhause in aller Ruhe Zeitung gelesen und gefrühstückt hat.

Diese morgendliche Ruhe in seinem Haus in Wilen unweit des Büros in Pfäffikon ist das Fundament für seinen klar durchgetakteten Tag. »Wissen Sie, ich habe mein Berufsleben angefangen als Maurer«, sagt er als Erklärung für seine „Early bird“-Neigung. »Dabei habe ich neben dem

frühen Arbeitsbeginn noch zwei weitere Dinge gelernt: Erstens den Zugang zum Bauen aus der Praxis statt aus der Theorie einer Hochschule. Und zweitens, dass mich weniger das Ausführen reizt – als das Führen. Deshalb habe ich ein Architekturstudium abgeschlossen und habe vor fünfzehn Jahren hier angefangen.«

Natürlich nicht gleich als Chef. Aber seit Sommer 2015 hat er das Büro von seinem Vorgänger übernommen und sagt: »Ich arbeite gern in meinem Beruf.«

Das merkt man. Denn ehe er ans Führen geht, denkt er nach. Weniger über Gott und die Welt als über Räume. Grund genug dazu gibt es reichlich, obwohl gerade das fehlt: Grund genug!

Grund genug?

»Die Zeit, dass jeder sein Häuschen in die Mitte eines Gartens setzt, neigt sich vielerorts dem Ende zu. Es gibt jetzt schon Orte, denen jegliche Anmutung von dörflichem geschweige denn urbanem Leben abgeht, weil sie nur aus Siedlungen bestehen. Aber Schlafstätten sind ja nicht das, was wir unser Zuhause nennen. Oder?«

Dabei schaut er den Berichterstatter fragend an, wohlwissend, dass die Antwort `Nein´ lautet.

»WIR MÜSSEN UNS EIN BEISPIEL AM HUMMER NEHMEN«

»Unser Büro hat genau deshalb den Claim: `Wir gestalten Lebensraum´. `Raum und Leben´ gehören ja ebenso zusammen wie `Leben und Raum´. Das ist nicht identisch. Das eine sagt aus, wie der umbaute Raum mit Leben erfüllt werden kann. Das andere, dass Leben Raum braucht. Und zwar je mehr desto besser. Aber dafür haben wir immer weniger Grund. In Ausserschwyz noch weniger als im Kantonsinnern.«

Hat er Lösungen im Blick?

»Wir müssen uns ein Beispiel am Hummer nehmen«, sagt er – und erntet einen ratlosen Blick vom Berichterstatter.

»Wir Menschen haben das Skelett, das uns trägt, innen«, erklärt er sogleich sein Bild. »Und so bebauen wir in unseren Breitengraden auch unsere Grundstücke – das Haus ist wie unser Skelett im Zentrum und der Freiraum ist UM das Haus herum. Wie es das Wort `Umschwung´ schön beschreibt. Aber auf diesem Umschwung sind wir meist nicht ungestört. Denn der Nachbar rechts und links hat auch einen Umschwung – und nutzt ihn. Meistens zur gleichen Zeit. Oft funktioniert das trotzdem störungsfrei – aber manchmal auch nicht. Besonders wenn die Parzellen immer kleiner werden und die Nachbarn einander immer näher rücken.«

Der Hummer hingegen hat sein Skelett, das ihn hält ... aussen: Seinen Panzer. Ein Grundstück nach dieser Methode bebaut, hätte den Freiraum nicht UM das Haus herum, sondern IN seinem Innern – im Innenhof, der

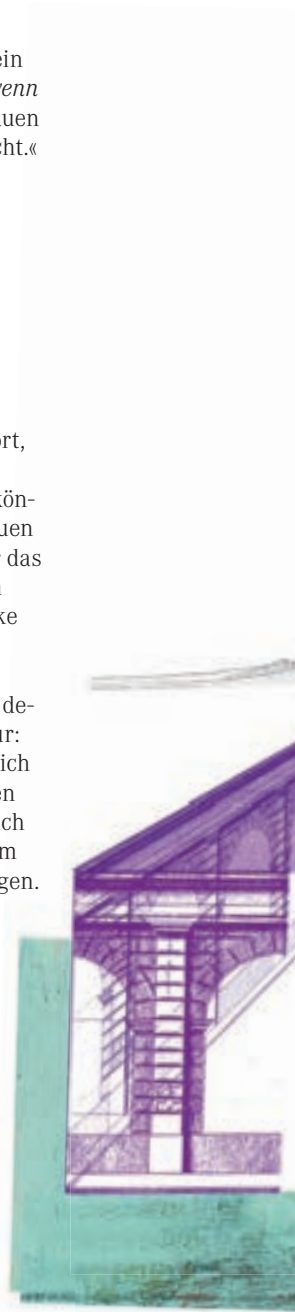
vom Haus umgeben ist. Man könnte es `Einschwung´ nennen. So zu bauen ist natürlich kein Allheilmittel, es wäre aber eine Alternative – *wenn* wir bis an den Rand der Grundstücksgrenze bauen *dürften*. Dürfen wir aber vom Baureglement nicht.«

Technisch gibt es heute keine wirklichen Probleme mehr

»Sehen Sie«, fährt Mathias Fröhlich fort, »die Herausforderungen für einen Architekten sind heute nicht mehr technischer Natur. Wir können 57 Kilometer lange Tunnel durch Berge bauen – siehe NEAT – oder endlos lange Brücken über das Meer, deren Strassen in ihm verschwinden, um unterseeisch weiterzulaufen. Die Öresundbrücke macht das schön vor.«

Deshalb sind die Herausforderungen, denen *wir* uns heute stellen müssen, *sozialer* Natur: Die Gesellschaft wird immer älter – das zeigt sich im Wohnen darin, dass ältere Menschen aus den Häusern ausziehen, die sie früher einmal für sich und ihre Kinder auf dem Land gebaut haben, um in `Alters WGs´ ihren Lebensabend zu verbringen. Und zwar im quirligen Leben der Städte.

Soziale Veränderungen zeigen sich auch im Trend zum Home-office, wo Menschen immer öfter nicht nur ungestört, sondern auch ganz anders arbeiten als in grossen Büroräumen. Wenn man bedenkt, wieviel Zeit unseres Lebens wir mit Arbeit verbringen, dann gehört das auch zur Lebens-Raum-Gestaltung. Ausserdem müssen Häuser heute immer mehr so gebaut werden, dass sie flexibler umgenutzt werden können – um auf Veränderungen im sozialen Miteinander zu reagieren.«



Um 'Lebensraum' gestalten zu können, müssen Architekten solche Entwicklungen erkennen – und Ideen entwickeln, wie sich DAS in bauliche Konzepte umsetzen lässt. Dazu müssen sie über den Tellerrand blicken – und das Erkann-te mit Geschick umsetzen.

Damit das seinen Architekten gelingt, unterstützt Fröhlich sie auf seiner Ebene – dem Führen. Das versteht er nicht als semi-militärische Disziplin, sondern so wie man es tun muss, wenn man mit kreativen Leuten zu tun hat: Mit Finger-spitzengefühl und klugen Taktiken.

So hat er seinen Mitarbeitern zwei freie Halbtage pro Woche verordnet, in denen Kunden sie weder per Mail noch telefonisch erreichen können.

»Die ständige Erreichbarkeit samt der Erwartung, dass alle Fragen immer sofort beantwortet werden, führt dazu, dass meine Leute auch noch am Wochenende im Büro sitzen, um dann endlich ungestört arbeiten zu können. Das ist aber nicht gut für sie. Denn das Wochenende soll eine Zeit der Ruhe sein. Ich will keine Burn-out-Fälle produzieren helfen, sondern möchte gesunde und kreative Mitarbeiter. Deshalb muss die fortwährende Erreichbarkeit unterbrochen und die Wochenendruhe sichergestellt werden.«

Auch das gehört seiner Ansicht nach zur Gestaltung von Lebensraum: Dem Leben mehr Raum für Konzentration geben.

Und mehr Vitalität. Deswegen kommt einmal im Monat eine Ernäh-rungsberaterin ins Büro und erklärt seinen Mitarbeitenden, auf was sie bei einer gesunden Ernährung achten müssen. Das übt sie dann auch gleich mit ihnen beim gemeinsamen Kochen ein.

Aus dem gleichen Grund trainiert einmal in der Woche auch eine Pilates-Trainerin in der Mittagszeit Freiwillige – um den »Schreibtisch-Tätlern« mehr Körpergefühl und Bewegung zu verschaffen.

Denn »unser Körper ist nun mal *derjenige* Raum, der das Fundament unseres Leben ist, sagt er. Klingt banal – ist es aber nicht.

Auf jeden Fall schafft Fröhlich für sein Team von 30 Expertin-nen und Experten einen Arbeitsraum voll Lebensqualität, so dass viele sei-ner Bauherren deren Arbeit schätzen und »Wiederholungstäter sind«.

Nicht erst am Ende des Gesprächs fällt dem Berichterstatter auf, dass Mathias Fröhlich seinen Nachnamen irgendwie zu Recht trägt. 🍷

ILLUSTRATION: Florian Fischer





MARIO ILLIEN

50
|
bläck
|
55

BEGEGNUNG MIT DEM MANN, DER
FÜR FORMEL-1-WELTMEISTER MIKA
HÄKKINEN DEN SIEGERMOTOR
BAUTE ... UNTER ANDEREM

von *Andreas Lukoschik*

»M ich haben Motoren schon immer fasziniert«, sagt der freundlich lächelnde Herr von Mitte Sechzig als Erklärung für sein Talent, rasante Motoren zu bauen. Bei Wikipedia steht es etwas genauer, nämlich, dass seine Motoren »immer im Spitzenfeld zu finden waren, wenn nicht sogar das Mass der Dinge.« Die Rede ist von der Königsklasse des Rennsports – der Formel 1 – und einem ihrer grossen Motor-Konstrukteure – Mario Illien.

Bescheiden und etwas ratlos darüber, was er sagen soll, wenn man ihn mit Lob konfrontiert, fährt er fort: »Mit fünf Jahren hatten meine Kollegen und ich ein Lieblingsspiel. Wir setzten uns hinter eine Hecke und mussten die herannahenden Autos nach Marke und Typ erkennen. Nur am Gehör.«

Also nicht nur „Diesel“, sondern wenn schon dann »Mercedes, Diesel, 190er«. Ein Spiel das viel darüber aussagt, was bei dem *kleinen*

Mario schon erkennbar war und den *grossen* einmal auszeichnen sollte: Ein intuitiver Zugang zur Motortechnik, die Lust am Wettbewerb und – der Wille, der Beste zu sein.

Natürlich wusste der kleine Mario all das noch nicht, wohl aber, dass er einmal etwas mit dem machen würde, was ihn am meisten faszinierte: Motoren. Da sein Vater Gärtner war und seine Heimatstadt Chur bekanntlich an keiner Rennstrecke liegt, war seine einzige Chance, das Thema »Motoren« anzugehen, durch eine Lehre als technischer Zeichner.

Der Start

Nach der Lehre stand das Studium der Autotechnik auf Illiens Plan. Deshalb zog er nach Genf, um dort ein Jahr lang die dafür notwendige praktische Erfahrung in einer Autowerkstatt zu sammeln. Bei 330 Franken Gehalt im Monat und 185 Franken Miete war allerdings nur eine einzige Mahlzeit am Tag im Budget. Für einen jungen Mann, der körperliche Arbeit verrichten musste, nicht wirklich ausreichend. So suchte er fürs Wochenende einen zusätzlichen Job und fand ihn beim Garagisten Hans Funda.

Anfangs durfte Illien – ohne Lohn – die Werkstatt aufräumen, doch merkte Funda alsbald, welches Talent in Illien steckte, und so liess er ihn eines Tages wissen, dass der schwedische Grand-Prix-Pilot Jo Bonnier einen Mechaniker für sein Rennteam suchte. Illien erkannte sofort, dass sich ihm eine solche Gelegenheit nicht so schnell wieder bieten würde, also nahm er an – auch wenn sich sein Studienbeginn dadurch um ein Jahr verzögerte. Eine richtige Entscheidung. Denn nach nur vier Monaten übertrug ihm Bonnier die

gesamte Verantwortung für einen seiner Rennwagen. Jetzt war Illien in seinem Element. Auch wenn das bedeutete: Nur arbeiten und reisen. »Eine superinteressante Zeit«, sagt er heute. »Aber dann verunglückte Bonnier bei den 24 Stunden von Le Mans tödlich.« Und Illiens Traumjob war futsch. Und die Möglichkeit, das Studium zu beginnen, um ein Jahr verschoben.

Da bot ihm sein Ex-Chef Hans Funda an, auf der Basis eines 2 l Simca Chrysler Motorblocks einen Formel 2 Motor zu entwickeln. Da war sie wieder, die richtige Gelegenheit, die er sich nicht entgehen lassen wollte. Illien nahm an.

Nun darf man sich diese Entwicklungsarbeit aber nicht so vorstellen, wie sie heute betrieben wird. Mit Laboren, Konstruktionsbüros und jeder Menge Computern. Nein, Illiens Arbeitsplatz war Fundas Werkstatt – und das Objekt ein einziger (!) Motorblock. Der Umbau musste also mit allen neuen Entwicklungen, Finessen, Details und Ideen beim ersten Mal sitzen – und halten.

Illien gelang genau das. Sein Motor konnte mithalten – mit Konkurrenz-Produkten aus den feinsten Entwicklungsschmieden der damaligen Zeit. Zu diesem Zeitpunkt war Illien erst 23 Jahre alt, was der Szene nicht verborgen blieb: Da war ein neues Talent am Start.

Im Studium

Inzwischen hatte sich Illien den Studienplan des Technikums in Biel besorgt. »Aber was da stand, hatte mir gar nicht gefallen. Das war mehr Management als Motorenbau. Deshalb schrieb ich mich für Maschinenbau ein. Ich wollte dem, was ich bisher intuitiv getan hatte, ein ordentliches Fundament geben.«

In dieser Zeit lief einiges anders, als es sich Illien gewünscht hatte.

Im zweiten Jahr des Studiums verunglückte sein Mentor Funda tödlich, als der auf einer öffentlichen Strasse (!) einen Rennwagen einem »kurzen« Test unterziehen wollte. In diese Zeit fiel auch die Ölkrise – mit der Folge, dass der Rennsport stark heruntergefahren wurde. Hinzu kam, dass Illien am Ende des Studiums keinen Job fand, der ihn wirklich interessierte. Wäre sein Leben ein Film, so wäre diese Phase überschrieben mit: die „Krise des Helden“.

Aber auch hierfür fand er eine Lösung: Er bot seinem Vater an, für das Elternhaus eine

thermische Solaranlage zu bauen. Im Jahr 1976! Damals ein abstruser Gedanke. Aber gerade dieser gänzlich neue Ansatz interessierte den Überzeugungstäter Illien. Der Vater willigte ein, das Projekt zu sponsorn.

Als die Anlage fertig war – sie läuft übrigens bis heute makellos – stellte Mario Illien fest, dass Solaranlagen etwas Entscheidendes fehlt: der richtige Sound.

Das traf auf die Produkte der Mowag in Kreuzlingen, bei der er alsbald anheuerte, ganz und gar nicht zu. Die baute nämlich Schützenpanzer. Illien verbesserte die passenden Dieselmotoren dazu – mit 300 bis 800 PS. Dabei konnte er experimentieren und erfinden – nach Lust und Laune, in perfekt eingerichteten Werkstätten. In diesem Entwicklerparadies zog er für sich an Wissen und Erfahrung heraus, was ging. Zumal die Mowag-Fahrzeuge schnell waren.

»Der Schützenpanzer Piranha fuhr in der Spitze 100 km/h«, sagt er und Begeisterung blitzt aus seinen Augenwinkeln. »Doch eines Tages kam ein Anruf von Cosworth.« Das war in den 70er Jahren der Vatikan der Rennmotoren. Und wieder erkannte Illien, welche Gelegenheit sich ihm bot – und er nutzte sie.

In der Elite-Schmiede

Also fuhr er nach England. Nach sechs Stunden Einstellungsgespräch war klar: Er bekäme einen Sonderstatus in der englischen Elite-Motorenschmiede und konnte sich die Projekte aussuchen, an denen er arbeiten wollte. Das machte ihn mehr als glücklich, erzeugte aber bei den anderen Neid und Missgunst.

Heute sagt Illien: »Neid ist zwar die ehrlichste Form der Anerkennung, aber es war eine harte Zeit. Das wurde erst besser, als ich den Motor DFY für den Formel-1-Auftritt vom



1972

*SIMCA-CHRYSLER
F2 ENGINE*

1983

COSWORTH
DFY ENGINE



2005
ILMOR F1
FO110R

Rennstall des mehrmaligen Konstrukteur-Weltmeisters Ken Tyrrell entwickelt hatte. Mit 532 PS. Damit sind wir 1983 zum ersten Mal beim 'Detroit Grand Prix' angetreten und haben auf Anhieb gewonnen.«

Das war nicht nur der letzte grosse Sieg für Cosworth, sondern auch der Anfang von etwas Neuem. Denn Illien war bei Cosworth ziemlich schlecht bezahlt worden. Hätte er nicht sein Ersparnis für seinen Lebensunterhalt aufgezehrt, wäre er nicht über die Runden gekommen.

»Das hat mir eigentlich nicht so richtig gefallen. Und weil sie mir nicht ernsthaft mehr zahlen wollten, bis ich gekündigt hatte, kam in mir der Gedanke auf, mich selbständig zu machen. Am liebsten mit meinem Cosworth-Kollegen Paul Morgan. Der hatte eine eigene, gut ausgerüstete Werkstatt, wo wir ohnehin unsere Freizeit mit eigenen Entwicklungsprojekten verbracht hatten und zum Beispiel ein Modell des V 1 Triebwerks konstruierten, nur um zu wissen, wie so was funktioniert. Ende November 1983 beschlossen wir, uns selbständig zu machen. Unsere beste Chance sahen wir in der von Cosworth dominierten Indy-Car Series – der höchsten Rennklasse in den USA mit 16 Rennen.«

Ilmor

Und weil ein junges Team so etwas nicht ohne Geld machen konnte, brauchten sie einen Sponsor. Sie suchten sich den Amerikaner Roger Penske aus. Der war Rennfahrer gewesen, hatte damals wie heute einen eigenen Rennstall und führt ein sehr erfolgreiches Unternehmen mit über 30'000 Angestellten weltweit. Und Roger Penske hörte Paul Morgan und Mario Illien zu, als sie ihn am Telefon fragten, ob er Interesse an einem ganz neuen Indy Motor hätte? Er hatte.

So gründeten die drei eine Firma namens Ilmor, die bis heute die feine Aura des Erfolgs in der Welt der schnellen Autos umweht. Wenig später stieg Ilmor mit Leyton-House, Tyrrell und später mit Sauber in die Formel 1 ein. Ende November 1993 kam Mercedes als vierter Partner bei Ilmor hinzu. Illien konstruierte einen Motor, den McLaren wieder zum Erfolg führte und verliet Mika Häkkinen Flügel, der damit 1998 und 1999 den Formel-1-Weltmeistertitel einfuhr. 2003 zeigte Mercedes Interesse daran, die Formel 1 Abteilung von Ilmor zu kaufen. Die Untertürkheimer

übernahmen sie Ende 2005 und erlebten über ein paar Jahre schwierige Zeiten mit wenig Erfolg. Aber das ist eine andere Geschichte.

Weil es solche Genies wie ihn nur wenige gibt, hatte Bernie Ecclestone im vergangenen Jahr eine grandiose Idee: Mario Illien sollte mit seiner Firma einen Spitzenmotor entwickeln, den (*Achtung!*) jeder Rennstall hätte kaufen können. Auch die kleinen, die sich zur Zeit mit den abgelegten Modellen der Grossen begnügen müssen. Damit wäre Motorpower und -zuverlässigkeit in grossem Stil für alle verfügbar gewesen – und die Fahrer wären wieder wichtiger geworden. Denn wenn alle auf ähnlich hohem Motorlevel fahren können, dann wird das Geschick der Fahrer wichtiger als jetzt, da sich die grossen Autohersteller technologische Materialschlachten in der Formel 1 liefern. Dann wäre es für die Zuschauer wieder spannender geworden. Doch sperrten sich Ferrari und Mercedes dagegen. Und weil diese Hersteller grossen Einfluss haben, blieb es bei Ecclestones Idee.

Und die Moral von der Geschicht´?

Natürlich müsste Mario Illien aus wirtschaftlichen Erwägungen heute nicht mehr arbeiten. Aber er ist ein Überzeugungstäter, der weiterhin für Ilmor Motoren entwickelt, nicht weil es seine Arbeit ist, sondern – sein Leben.

So ist die Antwort dieses äusserst bescheiden auftretenden Mannes nicht verwunderlich, wenn er nach dem Geheimnis seines Erfolgs gefragt wird: »Wissen Sie, natürlich war ich immer gerade zum richtigen Zeitpunkt an der richtigen Stelle. Aber das weiss man erst nachher. In der Situation, in der es gilt, die Entscheidung zu fällen, ist einem das nicht so klar. Erst im Nachhinein fügt sich alles zu einem Bild.

Ich hatte zweifellos einige Vorteile auf meiner Seite: Ich war jung, Ausländer in einer fremden Welt und hatte noch keine Familie, weshalb ich mich ganz dem hingeben konnte, was ich liebte – meiner Arbeit. Deswegen kann ich nur allen jungen Menschen raten: Wählt den Beruf, an dem euer Herz hängt! Erkennt die Gelegenheiten, die sich euch darin bieten – und habt den Mut, sie zu nutzen! Denn viele Menschen bereuen am Ende ihres Lebens nicht das, was sie getan haben, sondern das, was sie *nicht* getan haben.« 🍷



Bätzmatt Tuggen

*VON LINKS NACH RECHTS:
Martha Kälin, Märchler Märtracht;*

*Erika Kessler, Märchler Festtagstracht;
Ida Diethelm, Märchler Werktagstracht*



march



AUF AUGEN- HÖHE

DAS KUNSTPROJEKT DER BSZ STIFTUNG
ZEIGT IM OKTOBER ARBEITEN IM ALTEN
ELEKTRIZITÄTSWERK IN LACHEN

von *Andreas Lukoschik*

Wenn sich zwei Menschen auf Augenhöhe begegnen, dann muss keiner der beiden zum anderen aufschauen und keiner schaut auf den anderen herab. Das ist nicht nur ein schönes Bild fürs Zusammenleben im Allgemeinen, sondern auch und gerade für den Augenblick, an dem sich Künstler begegnen. Besonders dann, wenn die einen eine Beeinträchtigung haben, die anderen aber nicht.



So geschehen bei einem viermonatigen Projekt der Schwyzer BSZ Stiftung, der Galerie Leewasser in Brunnen und dem Zürcher Verein „Augenhöhe“. Die hatten sich zusammengetan, um Klienten der BSZ Stiftung, die sich für Kunst interessieren, eine Möglichkeit zu geben, aus diesem Interesse mehr zu machen. Dazu wurde in der Schwyzer Strehlgasse für vier Monate ein Atelier angemietet, in dem neun Künstler der BSZ Stiftung Künstlern ohne Beeinträchtigung begegneten.

„Mir war und ist wichtig«, sagt die Kunstvermittlerin Caroline Brühlmann, die das Projekt mit ihrer Kollegin Tilde von Overbeck leitete, »dass dieses Projekt keine Kunst-*Therapie* sein sollte, sondern dass am Ende von neun individuellen Prozessen Kunst entstanden ist.«

Eine zulässige Abgrenzung, für die gilt, dass das eine das andere nicht ausschliesst. Denn ist das Erarbeiten von Kunstwerken für jeden Künstler nicht auch immer *therapeutisch*? In dem Sinne, dass das, was er »ausdrückt«, sichtbar wird und ihn – und seine Mit-Welt in die Lage versetzt, sich von dem Ausgedrückten ein Bild zu machen.

»Ausdruck« »aus Druck«

Dieses Ausdrücken ist beim einen Sache des Kopfes, beim anderen mehr die des Bauches und kommt letztlich immer aus dem Bereich, der topografisch und inhaltlich genau dazwischen liegt, nämlich dem des Herzens.

In jedem Fall ist es für Künstler immer Neuland, auf dem sie sich bewegen – ob sie nun körperlich oder geistig beeinträchtigt sind oder nicht. Vorausgesetzt, sie nehmen ihre Kunst und deren Ausdruck ernst. Und genau das war den Kunstvermittlerinnen Caroline Brühlmann und Tilde von Overbeck wichtig: Sie wollten die beeinträchtigten Künstlerinnen und Künstler der BSZ Stiftung inspirieren, ihnen Zugang zu neuen Ausdrucksmöglichkeiten anbieten und ihnen Mut machen, sie zu nutzen.

»Mut machen ist für jeden Künstler wichtig«, sagt Caroline Brühlmann völlig zu Recht an dieser Stelle. »Deshalb kamen in unser temporäres Atelier regelmässige Künstler, die über ihre Kunst,

ihre Technik und ihre Arbeiten gesprochen haben. Die in den Ateliers der BSZ Stiftung beschäftigten Künstler mit einer Beeinträchtigung haben bei diesen Begegnungen erfahren, wie sich andere ausdrücken, was die sagen wollen und wie sie das in Bildsprache umsetzen. Naturgemäss hat sie der eine Künstler mehr angesprochen, der andere weniger. Aber das ist ja immer so, wie wir an uns selbst bei jeder Ausstellung merken. Auf jeden Fall begegneten sich beeinträchtigte und nicht-beeinträchtigte Künstler auf Augenhöhe. Was sich jetzt darin zeigt, dass sie gemeinsam ihre Arbeiten ausstellen.«

Gute Kunst. Schlechte Kunst.

Der Prozess des Sichausdrückens gelingt dem einen auf akademische Weise, beim anderen ist es eher das Resultat eines spontanen Prozesses. In jedem Fall ist es keine Frage von »guter« oder »schlechter« Kunst, sondern eine des sich »ausdrücken *Wollens*«. Denn jede Bewertung ist im Prozess





des Werdens sekundär. Zuerst einmal schafft sich der Ausdruck Raum und tritt ans Licht des Tages. Erst später stellt sich die Frage nach der Bewertung des Werkes.

Der Berichterstatter war schon in vielen Ateliers hoch gehandelter Künstler. Überall standen jede Menge Arbeiten, die niemals das Licht des Marktes oder einer Ausstellung erblicken würden ... weil sie ein momentaner Ausdruck waren. Etwas, das heraus wollte, auch wenn das Ergebnis später nicht den Qualitätskriterien des Künstlers genüge.

Günther Uecker, dessen Arbeiten mit Nägeln auf dem internationalen Kunstmarkt Spitzenpreise erzielen, sagte einmal zum Berichterstatter: »Jedes Zurücktreten von der Leinwand ist ein Schritt in den Abgrund.« Damit meinte er, dass der Prozess des Schaffens durch Bewertungen und Einordnungen gestört, ja sogar zerstört wird.

Mancher Künstler nähert sich der Geburt seiner Arbeiten in vielen einzelnen Schritten über Studien, Skizzen und Entwürfe. Ein anderer ringt mit sich in nahezu existentiellem Ausdruckskampf und aus einem Dritten fließt es geradezu heraus. Wie der Schöpfungsprozess geschieht, ist zwar Teil des Werkes und prägt dessen Ausstrahlung. Es sagt aber nichts über den Wert des Ausgedrückten aus.

»Womit wir wieder beim Mut sind«, sagt Caroline Brühlmann mit einem Lächeln, »den jeder Künstler braucht, um sich seiner Aufgabe zu stellen. Marco Niederberger hat für sich zum Beispiel das Arbeiten mit feinen Röhren und das Konstruieren geometrischer Formen ausgesucht. An ihrer Realisierung hat er während der vier Monate kontinuierlich gearbeitet. Mit sehenswertem Resultat wie ich finde«, sagt sie.

»Das Thema Mut und Selbstvertrauen zeigt sich auch bei den Arbeiten von Christina Oberlin auf überzeugende Weise. Bis zum Beginn des Projektes



hatte sie ihre Arbeiten aus einer Vielzahl von kleinen Einzelmotiven zusammengesetzt. Während des Projektes setzte sie sich mit Arbeiten von Wassily Kandinsky auseinander, dem Begründer der Künstlervereinigung „Der blaue Reiter“ und Wegbereiter der abstrakten Malerei. In der Begegnung mit Abbildungen seiner Arbeiten verliess sie behutsam die ihr bekannten Motive und wagte sich in neue Ausdruckswelten vor. Genau das ist das Schöne am Arbeiten in der bildenden Kunst«, sagt Caroline Brühlmann, »dass es ein ständiges Vortasten auf neuem Terrain ist.«

Neuland, das auch die BSZ Stiftung mit diesem Projekt betreten hat und zu dessen Start man ihr nur gratulieren kann.

Deswegen soll allen Beteiligten von dieser Stelle aus ein Mut machendes »Weiter so!« zugerufen werden. 🙌



DIE AUSSTELLUNG

ProjektKunst - Begegnungen auf Augenhöhe wird in der Zeit vom 14. bis zum 23.10. 2016 im ehemaligen Elektrizitätswerk Lachen, Winkelweg 7, gezeigt werden.

MEHR ZUM PROJEKT
www.bsz-stiftung.ch

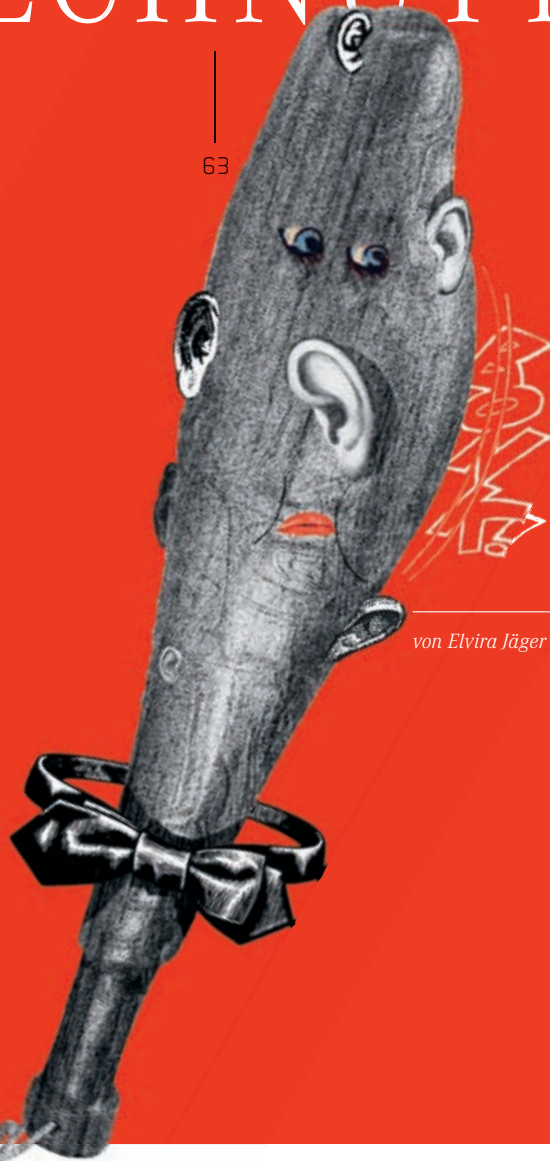
Kunstkarten der gezeigten Arbeiten sind im BSZ online Laden zu CHF 25.- erhältlich. Mit dem Kauf der Karten unterstützen Sie die Förderung individueller Talente von Menschen mit einer Beeinträchtigung.

62

KANTONESISCHES

OORECHNÜTTEL

63



von Elvira Jäger

Der Mumps, in Deutschland auch Ziegenpeter genannt – nicht zu verwechseln mit dem »Geissenpeter« – gehört zu den klassischen Kinderkrankheiten. Lange Zeit galt die Krankheit als praktisch ausgerottet, seit einigen Jahren ist sie jedoch wieder auf dem Vormarsch. Symptome sind Fieber und ein angeschwollenes Gesicht, manchmal nur auf einer, meistens auf beiden Seiten.

Nun ist der Mumps gewiss keine lustige Sache; das geschwollene Gesicht mit den Hamsterbacken und den abstehenden Ohrfläppchen sieht nicht nur unvorteilhaft aus, es tut auch höllisch weh. Nichtsdestotrotz – oder gerade deswegen – hat der Volksmund für die Krankheit einige derbe, den Kranken verulkende Ausdrücke parat: Am weitesten geht man im Kanton Graubünden mit dem Wort Tölpel. Auch Mops oder Muff im Wallis zeugen nicht gerade von Mitgefühl. Im Kanton Schwyz kennen wir zwei Ausdrücke: In Innerschwyz Guttere, in Ausserschwyz Oorechnüttel.

Chnüttel ist eine Bezeichnung für etwas Knoten- oder Knollenartiges. Wenn, wie beim Mumps, die Gegend um die Ohren herum knollenartig anschwillt, spricht man vom Oorechnüttel, gelegentlich auch vom Oorechnüppel. Auf ganz ähnlichem Weg ist übrigens die Ohrfeige zu ihrem Namen gekommen, mundartlich Oorfiig(e). Wer einen Schlag ins Gesicht erhält, dessen Ohr schwillt unter Umständen unförmig an und sieht bald aus wie eine Feige. Der Schlag, oder im Fall des Oorechnüttels die Krankheit, erhalten ihre Bezeichnung also vom Aussehen, das sie zur Folge haben.

Bekanntlich haben die Eidgenossen in früheren Jahrhunderten ihre Feinde noch mit ganz anderem traktiert als mit Ohrfeigen. Zum Beispiel mit dem Morgenstern, der sich aus einfachen hölzernen Knotenstöcken entwickelt hat. Diese Stachelkeule ist auch unter dem Namen Schweizerknüttel bekannt. Wehe dem fremden Fötzel, der den zu spüren bekam! Der mochte sich wünschen, nur den Oorechnüttel zu haben. ☹



*Reben in Merlischachen
mit Rigi*

*Lisbeth und Toni Ulrich
Historische-Männertracht Küssnacht
Wollige Festtagstracht Küssnacht*



DIE KUNST, GESCHICHTE ZU ERKENNEN

66

Küssnacht

71

FRÜHER FLOG SIE
GLETSCHERPISTEN AN,
HEUTE ERSCHAFFT SIE
BEMERKENSWERTES –
DIANA SEEHOLZER

von *Andreas Lukoschik*

Ruhig brummt der Motor und lässt die Cessna 185/HB-CQB durch den dunkelblauen Himmel schweben. Unter ihr schroffe Felsen, eingehüllt in die weisse Pracht unberührter Schneedecken. Gleissendes Licht. Hie und da die Spur eines Tieres in der strahlendweissen Decke. Makellos liegt die Natur unter ihr. Aber auch gefährlich.

Der Blick der Pilotin ist konzentriert auf den Boden gerichtet. Zur Sicherheit dreht sie noch eine Runde. Sie ist zwar erst gestern auf dieser

Piste gelandet, doch kann sich in einer Nacht dort unten einiges verändert haben. Solche Umsicht ist besonders dann vonnöten, wenn man nicht nur die Verantwortung für sich und das Fluggerät hat, sondern auch noch fünf Passagiere dort unten sicher aufsetzen will. Der Pilotin fällt nichts auf, was ihr Misstrauen wecken könnte. Sie steuert die vereiste Piste an, balanciert den Wind erfahren aus und ... setzt sicher mit den Kufen dieser für solche Einsätze in Alaska umgebauten Cessna auf. Die Pilotin heisst Diana Seeholzer.

»Die Stille, die mich damals in unseren herrlichen Schweizer Bergen umging, hat mich jedes Mal tief berührt«, erzählt sie. »Es war, als ob man sich selbst beim Leben zuhören konnte.«

Mit siebzehn hat sie ihren Pilotenschein gemacht und danach eine Maschine im väterlichen Unternehmen geflogen. Bis der Vater aus Altersgründen seine Firma mit den zwei Gletscherflugzeugen aufgab.

»Ich bin ein sehr visueller Mensch«, erzählt sie weiter. »Und bin mit diesen Bildern aufgewachsen. Wir haben damals tagein tagaus solche Flüge in die herrlichen Berner Hochalpen, das Montblanc Gebiet oder das Madraner Tal für Schweizer Touristen unternommen. Gerade diese Regelmässigkeit ist ja wichtig, weil man die Berge sehr genau kennen muss. Halbe Sachen gehen da nicht.«



IM BODEN VEDAN-
KE
WI
ZU
GL
AU
DA
FA
UN

AN
BER
N,
UN-
S IST,
UCHT



IN SICH SPÜREN,
FLUGHÖHE UNBEKANNT
NOCH VIEL DAVON
ZU SEHEN.

Auf der Höhe

Eine Einstellung, die auch ihre Arbeit als Künstlerin kennzeichnet.

»Ich habe seitdem viele Arbeiten gemacht, die mit dem Fliegen zu tun haben. Wie `Flughöhe unbekannt´.« (linke Seite)

Wie kam es dazu?

»Propeller muss man aus Sicherheitsgründen regelmässig austauschen, damit durch Materialermüdung keine Unfälle entstehen können. Deshalb hatte ich die drei Propellerflügel meiner früheren Cessna lange Zeit in meinem Atleier stehen. Eines Tages habe ich in meinem Garten drei Zaunpfähle erneuern müssen und gemerkt, dass sie einen Horizont aufweisen. Und zwar am Übergang vom Erdreich zu dem Teil, der in die Höhe ragt, in die Luft – oder den Himmel, wenn Sie so wollen.

So entstand dieses zweiteilige Objekt, mit einer Geschichte, die ich auch in mir spüre: Im Boden verankert sein und wissen, wo man zuhause ist. Gleichzeitig aber auch zu ahnen, dass die Welt unfassbar gross ist, und die Sehnsucht in sich spüren, noch viel davon zu sehen. Diese beiden Pole wollte ich sichtbar und erlebbar machen. Es ist für mich eine sehr wichtige Arbeit.«

Der Neubeginn in jedem Ende

Kann Sie sich von solchen für sie wichtigen Arbeiten auch wieder verabschieden? Zum Beispiel, wenn ein Sammler sie kaufen möchte?

»Wenn ich weiss, dass der Sammler sie schätzt und ihr einen guten Platz einräumt, sehr gerne. Für mich ist der Prozess des Schöpfens und Findens wichtig. Hermann Hesse

hat in seinem Gedicht `Stufen´ dazu einige schöne Sätze geschrieben:

»Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten, An keinem wie an einer Heimat hängen, Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen, Er will uns Stuf´ um Stufe heben, weiten.´ Und zum Abschluss verdichtet er das Ganze fast in eine Art Empfehlung: `Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!´«

Diese Sicht zwischen dem `Ende als Anfang von etwas Neuem´ ist ihr am Schluss einer Ausstellung fast sinnlich begegnet.

»Als letzte Handlung bei einer Ausstellung in der Alpineum Produzentengalerie habe ich den Raum gefegt und stand plötzlich einem Häuflein gegenüber, das ich fotografieren *musste* (siehe unten). Man könnte es auf den ersten Blick als Foto eines geschlossenen Auges halten - doch es sind Spuren von den Schuhen der letzten Ausstellungsbesucher, Hereingewehtes, Übriggebliebenes, Verkrümeltes. Staub – wie wir Menschen ja auch. Und dadurch, dass ich es wahrgenommen habe, wurde das Ende zum Anfang einer neuen Arbeit. Spuren wollen also wahrgenommen werden und in ihrer verborgenen Bedeutung verstanden sein. Sonst sind sie einfach nur Dreck, den man in den Abfall kippt.«



»RÜCKSTÄNDE«

Spuren

Sind sie ein wichtiges Thema bei ihr?

»Absolut. Geschichte hinterlässt Spuren. Und Spuren erzählen Geschichten. Man muss sie nur lesen können. Sehen Sie die Arbeit `Roland´ (*rechte Seite*), die der Kanton Schwyz für seine Sammlung angekauft hat: An den Drum-Sticks erkennen Sie, wo der Drummer damit gespielt hat: Auf dem Trommelfell oder auf dem metallenen Rand, wo die Sticks am Schaft besonders stark angegriffen sind – nicht an der Spitze. Man kann auch erkennen, wo und wie er die Sticks gehalten hat. Aus der seriellen Präsentation der immer gleichen Sticks werden die Unterschiede deutlich und man spürt den Rhythmus und die Kraft, die dabei eingesetzt wurde.«

Hier macht sie vorsonnen eine Pause, ehe sie fortfährt: »Ich vertiefe mich gern in solche Spuren und versuche, sie für den Betrachter herauszuarbeiten.«

Dem Berichterstatter geht Joseph Beuys durch den Kopf, wie er der damaligen Kunstwelt auf die Sprünge geholfen hat, die Aura alltäglicher Gegenstände zu sehen. Diana Seeholzer versucht noch mehr: Sie liest die in der Materialität der Dinge geronnene Geschichte heraus und befreit sie aus ihrer Sprachlosigkeit, damit der Betrachter sie erkennen kann.

Der Künstler als Sehender,
Erkennender und Übersetzer des
Verborgenen.

Zur Zeit arbeitet sie mit Ton – und lässt ihn fliegen. Das Kunstmuseum Luzern hat ihre Arbeit »Meiringen – Malaga« Anfang des Jahres ausgestellt. Sie selbst sagt dazu in ihrer assoziativen Sprache: »Dreizehn Keramikobjekte werden an die Wand montiert. Ihr Zentrum ist schwarz, ihre Aussenfarbe grau-beige. Formal erinnert die Arbeit an einen Vogelschwarm, an Bergzüge oder gar Okay-Haken, mit welchen eine Aufgabe absegnet wird.

Die Materialität verweist aber auf die Erdoberfläche. Denn für Ton wird Gestein als Ausgangsmaterial so behandelt, dass es wieder als solches erscheint, obwohl es sich durch die Formgebung bewusst von diesem zu distanzieren scheint.«

Es lohnt sich, Diana Seeholzers Arbeiten zu ... lesen. Dabei entsteht ein Dialog, der über die Zeichenhaftigkeit des Gestalteten hinausgeht und in die Tiefe des Materials eindringt. Dabei kann der Betrachter in der Durchdringung der Materialität eine vergangene Welt erfahren und Unerwartetes erkennen.

»Wohlan denn, Herz, nimm
Abschied und gesunde!´ 🍷



» MEIRINGEN – MALAGA ´

 Wer mehr von DIANA SEEHOLZER sehen möchte, hat zwei Wege offen. Den Digitalen: www.dianaseeholzer.ch

Und den Analogen:

In der Ital Reding-Hofstatt in Schwyz ist im Rahmen der juriierten Kantonalen Jahresausstellung ihre aktuelle Arbeit »Alpenrundflug mit Gletscherlandung« zu sehen.
20. Mai – 1. Juli 2016
www.kunstszeneschwyz2016.ch

Mehr über die Luzerner Produzentengalerie Alpineum, die Diana Seeholzer zusammen mit elf anderen Künstlern betreibt, findet man hier: www.alpineum.com

**AUS DER SERIELLEN
PRÄSENTATION DER**



IMMER GLEICHEN

ICKS WERDEN

UNTERSCHIE-

DE DEUTLICH UND

ROLAND

MAN SPÜRT DEN

RHYTHMUS UND

DIE KRAFT, DIE DA-

BEI EINGESETZT



WURDE.

A collage of scenic images. At the top, there are mountains and a lake. Below that, a village with a church and a lake. In the center, a large half-timbered house with a red roof and green shutters. To the right, a forest path with a man and a woman walking. At the bottom, a lake with a bridge and a small boat.

DER KÜSSNACHTER

AN SICH!



Die Bewohnerinnen und Bewohner des Kantons Schwyz fühlen sich stärker an ihre Gemeinde und ihre Region gebunden als an den Kanton. Sie sehen sich an erster Stelle als Steiner, Märchler, Einsiedler, Ybriger, Gersauer und so weiter. Heute widmen wir uns dem „Küssnachter“.

72

Küssnacht

75

DIE SECHSTE FOLGE ÜBER DIE
VIELFALT DER SCHWYZER

*von Adalbert Kälin
(aufgezeichnet von
Andreas Lukoschik)*

Der Küssnachter an sich ist ein Händler. Nicht im Sinne von »Krämer«, sondern als Mensch, der »Hand anlegt, der etwas bewegt«. Das muss daran liegen, dass dieser westlichste Bezirk des Schwyzer Kantons seit jeher an einer viel befahrenen Handelsroute lag. Das macht dynamisch. Im Kopf! Besonders deshalb, weil die Route die kürzeste Verbindung zwischen zwei Seen ist. Hier dem Zuger- und dem Vierwaldstättersee – also zwei Seen, über die seit altersher Waren transportiert wurden. Das war günstiger, schneller und sicherer als auf dem Landweg.

Damit einher gingen – und fuhren – Menschen, die auch sonst viel herumkamen und über Neues zu berichten wussten und die den Küssnachter inspirierten. Neben Handelsleuten waren das auch Männer wie ein gewisser Johann Wolfgang von Goethe, ein Ludwig Uhland oder der in Innovationen vernarrte Bajuwaren-Monarch Ludwig II.

Ihnen lauschte der Küssnachter und zog seine Schlüsse aus dem Erfahrenen. Auf diese Weise ergab es sich, dass er sehr früh begann, Neuigkeiten auf ihren Sinn und Nutzwert zu überdenken. Das förderte nicht nur seine geistigen Fähigkeiten. Es brachte ihm auch den einen oder anderen wirtschaftlichen Vorteil ein.

Hier begann der Tourismus in der Schweiz



Deshalb verwundert es nicht, dass der Schweizer Fremdenverkehr seinen Ursprung in Küssnacht hat. Nein, nicht wegen Schillers Satz: „Durch diese hohle Gasse muss er kommen. Es führt kein anderer Weg nach Küssnacht. – Hier vollend ich´s.« (Obwohl es ein Beweis dafür ist, dass auch Wilhelm Tell von der Küssnachter Lust am Handeln erfasst wurde.)

Nein, der Tourismus begann ganz praktisch: Im Jahr 1816 eröffnete mit dem Hotel »Goldener Adler« (heute das Rathaus des Küssnachers) das erste Seehotel am Vierwaldstättersee überhaupt – und gleich darauf das erste Berggasthaus auf Rigi Kulm.

Rigi Kulm und Küssnacht?

Ja. Erstens ziehen sich die Grenzen des Bezirks Küssnacht bis zum Kulm hinauf, wo er auf 1798 Metern die Höhe schlechthin ist.

Zweitens bildet die Rigi eine natürliche Barriere zum Kantonshauptort Schwyz, wo die Regierung sass (und sitzt), zu der der Küssnachter eine Beziehung pflegt, die in der alten Spruchweisheit verdichtet ist: »Gehe nicht zu Deinem Fürst, wenn Du nicht gerufen wirst.« Deshalb empfindet der Küssnachter eine gewisse Dankbarkeit der Rigi gegenüber. Hilft sie ihm doch auf eindrückliche Weise, diesen Abstand sowohl argumentativ als auch geografisch einzuhalten.

Und drittens war die Rigi bis ins Jahr 2004 Namensbestandteil des Ortsnamens. Bis dahin lautete der nämlich »Küssnacht am Rigi«. Wobei sich Sprachwissenschaftler mit schöner Regelmässigkeit darüber ereiferten, dass die Rigi doch weiblich sei, weshalb es »Küssnacht an der Rigi« hätte heissen müssen.

Nun ist der Küssnachter guten Argumenten gegenüber grundsätzlich offen. Andererseits pflegt er aber auch ein ausgeprägtes Geschichtsbewusstsein. Für Aussenstehende ist das leicht daran zu erkennen, dass die Hinweistafeln an den historischen Gebäuden nicht nur ausführlich – sondern auch reichlich vorhanden sind.

Beide Punkte – also dass die Rigi weiblich sei und das historische Bewusstsein ihm ein gewisses Beharrungsvermögen bei der althergebrachten Nutzung des Namens »Küssnacht am Rigi« nahelegte – brachte der Küssnachter auf genialische Weise unter einen Hut: Er strich einfach das »am Rigi«. Woran zu erkennen ist, dass sich der Küssnachter gut von Dingen trennen kann, die obsolet sind. Was den Kopf für Neues frei macht.

Ausserdem: Sollte es Leute geben, die »sein« Küssnacht mit dem Küssnacht am Zürichsee verwechseln, dann böte der Küssnachter dem Verwechsler eine optisch geschliffene Lesehilfe an, damit dieser erkennen kann, dass das »richtige« Küssnacht mit einem doppelten »s« geschrieben wird. Obwohl es nichts mit der durchaus beliebten Tätigkeit des »Küssens« zu tun hat. Bei aller Liebe stammt der Name vom lateinischen Personennamen Cossinius ab und ist im Jahr 830 zum ersten Mal erwähnt worden.

Da ist es wieder, dieses historische Bewusstsein, das für den Küssnachter übrigens untrennbar mit der Pflege des Brauchtums verbunden ist. Denn:

Brauchtum braucht Pflege! DESWEGEN HEISST ES SO.

Über die Grenzen hinaus bekannt – ja fast schon legendär – ist des Küssnachers »Chlausjagen«. Am 5. Dezember. An den möglicherweise heidnischen Wurzeln dieses Brauchs

ist wohl nichts dran. Aber ein Höllenlärm wird am Klausstag dennoch gemacht.

Dazu treffen sich am Tage des Chlausjagens gut und gerne 1500 Küssnachter. Angetan mit langen weissen Gewändern tragen mehr als hundert von ihnen selbst gefertigte, von innen beleuchtete, riesige Bischofsmützen auf dem Kopf (»Iffe!«), die aussehen wie tragbare Kathedralenfenster. Gefertigt nach dem Motto: »Je grösser desto besser«.

Diese viele Kilo schweren Leuchtobjekte trägt der Küssnachter in einem von Peitschenknallen und Schellengetöse dröhnenden Umzug durch den stockdunklen Ort.

Weniger mythisch als deftig geht es bei einem anderen Brauch zu: Die alle sechs Jahre stattfindende »Sennen Chilbi«. Dabei pflegt der Küssnachter die Brauchtumsdisziplin »Trinksitten«. Und weil das Leben im Ort am darauf folgenden Tag ein wenig reglos darniederliegt, beschränkt sich der Küssnachter darauf, dieses Brauchtum nur alle sechs Jahre zu begehen. Das nächste Mal ist es übrigens im Jahr 2022 wieder so weit. Woran zu erkennen ist, dass der Küssnachter die Zukunft fest im Blick hat und dass er Mass halten kann. Denn:

Er liebt das Leben

Eine Haltung, die sich mit seiner angeborenen Toleranz zu der Maxime entwickelt hat: Leben und leben lassen.

Diese Haltung ist dem Küssnachter der einzige und selbstverständliche Weg, miteinander umzugehen. Fordert er sie doch auch von jenen ein, die mit ihm gemeinsam dieses herrliche Fleckchen Erde zwischen Zuger- und Vierwaldstättersee bevölkern.

Davon gibt es übrigens einige. Denn nach Einsiedeln ist Küssnacht der zweitgrösste Ort des Kantons, in dem sich wegen seiner schönen Lage und der angenehmen Küssnachter viele Menschen niederlassen, die als Fremde kommen und alsbald gern gesehene Mitbürger sind.

Dass sich dabei auch einige Persönlichkeiten befinden, die in den Medien als »prominent« bezeichnet werden, quittiert der Küssnachter mit einem Achselzucken. Ist er doch so gebildet, das er weiss, was »prominent« eigentlich bedeutet: Nämlich »herausragend«. Und das ist für ihn nur die Rigi. Punkt.

Die vermeintlich »prominenten« Zeitgenossen dagegen nennt er »populär«, sind sie doch dem Volk – also dem »populus« – bekannt.

Ja, neben dem historischen Bewusstsein pflegt er auch seine humanistischen Wurzeln.

Und seine Begeisterung für Innovationen! Die befriedigt er aber nicht am Fernsehschirm, indem er populärwissenschaftliche Sendungen sieht. Nein, die baut er im Gebiet »Fänn« fleissig aus. Sei es im mechanischen Bereich wie beim Knüsel Sepp mit seinen Spezial-Traktoren (*Y Mag 14, S.54*), beim Scherzmann Heinrich mit dessen hydraulischen Wunderwerken (*Y Mag 15, S.66*) oder – ganz neu – im derzeit in Planung befindlichen Medizin-Cluster, wo neueste Technologien in der Humanmedizin Gestalt annehmen sollen.

Tja, der Küssnachter ist geschichtsbewusst, umtriebig und tolerant, kurzum: g.u.t.

ZUM AUTOR:

Adalbert Kaelin – Jahrgang 1934 – lebte in den Jahren 1935 bis 1944 in Küssnacht, danach legte er eine zehn Jahre dauernde Pause ein. Seit 1954 ist er wieder dort ansässig.

Während 1570 Tagen beim Militär hat er seine Schweiz kennen und lieben gelernt. Schliesslich wurde er im Rang eines Oberst vom Bundesrat verabschiedet.

Kälin war 16 Jahre lang im Kantonsparlament, das er 1984 präsidierte. Von 1964 bis 1989 war er der erste weltliche Schulinspektor in Schwyz.

Im Jahr 1988 wählte der Regierungsrat Adalbert Kälin zum Delegierten des Kantons Schwyz für die Feiern »700 Jahre Eidgenossenschaft«.

Bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1997 war Kälin Vorsteher des Amtes für Volksschulen im Erziehungsdepartement.



Steinau Euthal Sihlsee

*Michaela Kälin, Einsiedler Festtagstracht;
Marina Kälin, Einsiedler Werktagstracht;
Martin Schuler, Annämärteli Einsiedler*

*Sonntagstracht;
Lilian Steiner, Einsiedler Ledigentracht;
Jana Kälin, Einsiedler Sonntagstracht;*



Anni Kälin-Abegg, Einsiedler Ausgangstracht



THE POWDER COMPANY



ALLES GEHT IM LEBEN
GLATT, WENN MAN'S
RICHTIGE PULVER HAT

von Andreas Lukoschik

Während unweit des nahegelegenen Unteriberg regelmässig Geschützdonner die Stille des Tales erschüttert, wird im benachbarten Einsiedeln ein höchst friedliches Pulver gemischt. Genau gesagt ein Pulver, das Mütter ihren Babys auf den wunden Po geben, damit beide fröhlich strahlen können.

Einerlei, ob auf deren Verpackungungen »Bübchen«, »Nivea« oder »Sebamed« steht, sie kommen vom grössten Pulverfabrikanten am Platze – »The Powder Company« mit Namen. Seit 1950 wird dort verpulvert, was

die Rohstoffe hergeben. Für Hand, Gesicht, Haare und sogar für die Füsse, damit die nie einen wunden Punkt erreichen.

Auch die Wangen unerschrockener Trockenrasierer erlangen Linderung durch Pulver »made in Einsiedeln«. Eigentlich war dieses Rasierpulver in Stiftform sogar das erste Erfolgsprodukt der Company in deren Anfangsjahren. Sie hiess damals »M&M Cosmetics«. Benannt nach der damaligen Inhabersfamilie Matter. Der Stift wird immer noch produziert und Rasierapparathersteller Remington verkauft ihn gleich unter seinem Namen.

Um festzustellen, ob es stimmt, dass `Mann´ durch diesen Stift eine glatte, reizfreie Rasur erreicht, braucht man nur auf das markante Kinn des CEOs Alexander Zurkinden zu schauen: makellos glatte Wangen glänzen im Sonnenlicht. Rötungsfrei.

Bei näherer Betrachtung der Produktphilosophie jenes Mannes erscheint das nur logisch: »Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht«, sagt er, »bei den Standards, die unsere Kunden von uns erwarten, die Latte in allen Bereichen sehr hoch zu legen. Vom Sicherheitsstandard über die Lieferperformance und die Innovationsfähigkeit bis zu dem für den Anwender wichtigsten Punkt – der Qualität. Deswegen kaufen wir auch nur bei den besten Lieferanten in der Schweiz und in Europa ein.«

Was ist mit China?

»Im asiatischen Bereich haben wir es versucht, mussten aber feststellen, dass deren Standards nicht unseren hohen Anforderungen genügen. Denn wir produzieren auch für `Kinder unter drei Jahren´, die einen ganz besonderen Schutz verdienen, weshalb hohe Massstäbe an Reinheit und Qualität gelten.«

Das hört sich ganz nach feinstem `Made in Switzerland´ an.

»Das ist unser Ehrgeiz«, sagt Alexander Zurkinden, der mit seiner sportlichen Ausstrahlung den Eindruck macht, als ob er sein Pulver trocken hielte, um seine gesteckten Ziele konsequent zu erreichen. »Dazu gehört auch, dass wir unseren Mitarbeitern die Möglichkeit geben, sich beständig fortzubilden und ihre Qualitätsperformance ebenfalls hoch zu halten. Wir sind Marktführer auf dem deutschen Markt«, fügt er hinzu und es schwingt eine Mischung aus Stolz und Verantwortungsgefühl mit. »An uns kommt keiner im grossen Kanton vorbei, wenn es um Babypuder geht.«

Wie schafft es die Einsiedler Firma mit ihren 60 Mitarbeitern, eine so herausragende Position auf einem 80-Millionen-Einwohner-Markt zu erlangen - und zu halten?

»Durch konsequente Fokussierung«, sagt der einstige Sandoz- und Ciba-Geigy-Mann. »Wir stellen nichts Flüssiges her, nur Produkte in Pulver- oder in gepresster Form. Darin macht uns keiner etwas vor. Deswegen ist `Powder Factory´ nicht nur ein Name, sondern Programm. Durch die Fokussierung auf diese Nischenprodukte in Verbindung mit höchsten Qualitätsanforderungen haben wir es geschafft, dass die grossen Markenhersteller uns mit der Produktion ihrer Marken beauftragen. Inklusiv der Entwicklung neuer Produkte. Kunden – wie Nivea-Beiersdorf, Nestlé-Bübchen und Sebapharma – sind überdies referenzierend und haben uns die Türen geöffnet zu Handelsketten, die ihre eigenen Marken bei uns herstellen lassen. So produzieren wir für die Migros ebenso wie für die Rossmann- und DM-Drogerie-Ketten. Wann immer ein Kunde in Deutschland ein Babypuder in die Hand nimmt, kann man davon ausgehen, dass es von uns ist. Einzige Ausnahme sind die Produkte von Johnson & Johnson.«

Und der starke Franken?

»Der ist immer wieder Anlass, die eigenen Leistungen weiter zu steigern. Aber mit unserer Qualitätsstrategie schaffen wir das nachhaltig. Da beisst auch der Franken keinen Faden ab.«

Deswegen steht vor dem Namen `Powder Company´ auch das selbstbewusste `The´. Wie »The Dolder Grand« oder »The Chedi«.

Woraus wird sein weisses Pulver eigentlich gemacht?

»Aus Talkum. Das ist ein Magnesium Silikat, das in der Form eines milchig glasigen Gesteins in den verschiedensten Regionen der Welt abgebaut wird. Von Finnland bis in die Alpen. In langen Prozessen werden die Steine zu feinem Pulver gemahlen. Wir veredeln die beste und reinste Qualität dieser Grundsubstanz für unsere Kunden.«

Und das rechnet sich, wenn sich der Pulverdampf verzogen hat?

»Der dafür notwendige Herstellungsprozess mit den notwendigen Maschinen ist aufgrund der kleinen Mengen für grosse Markenhersteller zu aufwändig. Doch weil wir aufgrund unsrer Fokussierungsstrategie viele Kundenaufträge für verschiedene Pulverproduktionen bündeln können, ist es für uns wirtschaftlich interessant.«

Das klingt nach dem typisch schweizerischen »klein aber fein«.

»Richtig. Wir sagen sogar, dass unsere Unternehmensstrategie sich am Schweizer Diplomatieverständnis orientiert: Wir bleiben nämlich im Hintergrund – und lassen den Marken den Vortritt.«

»The Powder Company« ist offensichtlich nichts für Pulverköpfe.

 MEHR ÜBER DAS EINSIEDLER
UNTERNEHMEN UNTER:

www.thepowdercompany.com





HAUPTSPONSOREN



Mattig-Suter und Partner Schwyz Treuhand- und Revisionsgesellschaft



CO-SPONSOREN



HAUPTSPONSOREN CONVISA AG · Unternehmens-, Steuer- und Rechtsberatung · Schwyz, Pfäffikon, Altdorf | TREUHAND- UND REVISIONSGESELLSCHAFT MATTIG-SUTER UND PARTNER · Steuerberatung und Wirtschaftsprüfung · Schwyz | MIT GROUP · ICT-Totalunternehmung · Wollerau | NEUROTH-HÖRCENTER AG · Hörgeräteakustik · Steinhausen | SCHWYZER KANTONALBANK · Schwyz | SWISSLOS · Lotteriefonds | SWISS CASINOS PFÄFFIKON ZÜRICHSEE · Spielcasino · Pfäffikon | VICTORINOX AG · Ibach-Schwyz — **CO-SPONSOREN** ADVISE TREUHAND AG · Region Zürich · Pfäffikon – Zug – Meilen | CONTRACTPLAN AG · Architekten, Bauingenieering, Baukontrolling · Wollerau | ETZEL IMMOBILIEN AG · Immobilienvermittlung, Facility Management · Pfäffikon | MAX FELCHLIN AG · Konditorei-Halbfabrikate · Schwyz | FRÖHLICH ARCHITEKTUR AG · Architektur, Immobilien, Generalunternehmung · Pfäffikon | GARAVENTA AG · Maschinenbau · Goldau | GUTENBERG DRUCK AG · Grafik, Print, Mailing · Lachen | LGT CAPITAL PARTNERS AG · your partner for alternative investments · Pfäffikon | MC PAPERLAND · Papeterie- und Bürofachmarkt · Tuggen | MÖWA Planung GmbH · Ing.-Büro für Haustechnik · Küssnacht am Rigi | PROMAN AG · Projektmanagement im Petrochemischen Anlagenbau · Wollerau | SBRINZ KÄSE GMBH · Sursee | SCHILLIGER HOLZ AG · Küssnacht, Perlen, Volgelsheim | SCHWYZ TOURISMUS · Schwyz | THERMOPLAN · Swiss Quality Coffee Equipment · Weggis |

*Hier bekommen sie das Y Mag
– gratis –*

S C H W Y Z

LANDGASTHOF ADLER
Kapellmatt 1
6436 Ried-Muotathal

RESTAURANT ADELBODEN
Schlagstrasse
6422 Steinen

GABRIELE BATLOGG
PRIVATKOCHSCHULE
Maihof
6430 Schwyz

BSS ARCHITEKTEN AG SCHWYZ
Palais Friedberg
Herrengasse 42
6430 Schwyz

CONVISA AG
Herrengasse 14
6431 Schwyz

ERLEBNISWELT MUOTATHAL
Balm
6436 Muotathal

HAUG CAFÉ
Postplatz 4
6430 Schwyz

KANTONALE VERWALTUNG SCHWYZ
Bahnhofstr. 15
6431 Schwyz

KANTONSBIBLIOTHEK SCHWYZ
Rickenbachstr. 24
6431 Schwyz

MATTIG-SUTER UND PARTNER
Bahnhofstr. 28
6431 Schwyz

MAX FELCHLIN AG
Gotthardstr. 13
6438 Ibach

PÄDAGOGISCHE HOCHSCHULE
Zaystr. 42
6410 Goldau

GASTHAUS PLUSPUNKT
Rosengartenstr. 23
6440 Brunnen

RAIFFEISENBANK MUOTATHAL
Hauptstr. 48
6436 Muotathal

RESTAURANT RÖSSLIPOST
Schmalzgrubenstrasse 2
8842 Unteriberg

SCHWYZ TOURISMUS
Zeughausstrasse 10
6430 Schwyz

SEEKLINIK BRUNNEN (Empfang)
Gersauerstrasse 8
6440 Brunnen

SWISS KNIFE VALLEY AG
VISITOR CENTER
Bahnhofstrasse 3
6440 Brunnen/SZ

TIERPARK GOLDAU
Parkstr.40
6410 Goldau

VICTORINOX AG
Schmiedgasse 57
6438 Ibach

M A R C H

GUTENBERG DRUCK AG
Sagenriet 7
8853 Lachen

MEDIOTHEK LACHEN
Seestrasse 20
8853 Lachen

SPIEL- UND LÄSELADE LACHEN
Kreuzplatz 6
8853 Lachen

DR.WYRSCH
Gässlistr. 17
8856 Tuggen

H Ö F E

CONTRACTPLAN AG
Felsenstrasse 99
8832 Wollerau SZ

CONVISA AG
Eichenstr. 2
8808 Pfäffikon SZ

ETZEL IMMOBILIEN AG
Churerstrasse 23
8808 Pfäffikon SZ

FRÖHLICH ARCHITEKTUR AG
Schindellegistrasse 36
8808 Pfäffikon SZ

MATTIG-SUTER UND PARTNER
Bahnhofstr. 3
8808 Pfäffikon SZ

REGUS CENTER SCHWEIZ
Seedammstr. 3
8808 Pfäffikon

RESTAURANT ADLER HURDEN
Hurdnerstr. 143
8640 Hurden

SEEDAMM PLAZA
Seedammstrasse 3
8808 Pfäffikon SZ

SWISS CASINOS
PFÄFFIKON-ZÜRICHSEE AG
Seedammstr. 3
8808 Pfäffikon SZ

VÖGELE KULTUR ZENTRUM
Gwattstr. 14
8808 Pfäffikon SZ

K Ü S S N A C H T

KOST HOLZBAU
Alte Zugerstr. 5
6403 Küssnacht am Rigi

KÜSSNACHTER DORFKÄSEREI
Grepperstr. 57
6403 Küssnacht

THEATER DUO FISCHBACH
Kelmattstr. 22
6403 Küssnacht

G E R S A U

KULTURWERK.CH
Altes Rathaus
6442 Gersau

SCHULHAUS SUNNÄFANG
Schulhausplatz 10
6442 Gersau

E I N S I E D E L N

BENZIGER BUCHHANDLUNG
Klosterplatz
8840 Einsiedeln

BEZIRKSVERWALTUNG
EINSIEDELN
Hauptstrasse 78
8840 Einsiedeln

BÜRGI'S BUREHOF
Euthalerstr. 29
8844 Euthal (am Sihlsee)

EINSIEDELN TOURISMUS
Hauptstrasse 85
8840 Einsiedeln

KAFFEEHAUS ZU DEN
DREIHERZEN
Hauptstrasse 66
8840 Einsiedeln

KLOSTERLADEN
KLOSTER EINSIEDELN
8840 Einsiedeln

D A R Ü B E R H I N A U S

ADVISE TREUHAND AG
Seestrasse 409
8706 Meilen

An allen Filialen der
SCHWYZER KANTONALBANK

THERMOPLAN AG
Thermoplan-Platz 1
6353 Weggis



*the
region
of*